

VEREIN AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin

Mitgliederrundbrief Nr. 43 Mai 2000



Photo: Sabine Hillebrecht

Wiedersehen nach mehr als 50 Jahren: Marie-Luise Bremer, Cornelius Bischoff, Michele Jökisch-Zuckmayer (kniend), Eugen Merzbacher, Marianne Laqueur, Gerhard Ruben, Elisabeth Weber-Belling (kniend), Peter Eckstein, Gerhard Löwenthal (kniend), Silvia Rohde, Karl Ernst Zimmer, Friedburg Rüstow, Dorothea Merzbacher (sitzend), Edzard Reuter, Wolfgang Ruben und Klaus Eckstein (von links nach rechts).

Geschäfts- und Dokumentationsstelle: Chausseestraße 8, 10115 Berlin

Telefon und FAX 030/2815198

<http://www.aktives-museum.de>

e-mail: info@aktives-museum.de

Konto 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Eröffnung der Ausstellung Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945	S. 4
Walter Jens	S. 4
Barbara John	S. 6
Christine Fischer-Defoy	S. 8
Edzard Reuter	S. 12
 Zeitzeugengespräch am 9. Januar 2000 in der Akademie der Künste	 S. 15
Berufsjahre im Exil – Marianne Laqueur und Eugen Merzbacher im Gespräch mit Christiane Hoss	S. 15
 Kindheit und Jugendjahre im Exil - Cornelius Bischoff, Marie Luise Bremer, Peter Eckstein, Dorothea Merzbacher und Karl Ernst Zimmer im Gespräch mit Sabine Hillebrecht	 S. 18
 Begegnungen mit der türkischen Kultur und Gesellschaft - Silvia Rohde, Klaus Eckstein und Gerhard Ruben im Gespräch mit Martin Schönfeld	 S. 31
 Der Botschafter der Türkei zur Ausstellung Haymatloz, 6.1.2000	S. 42
Christine Fischer-Defoy an den türkischen Botschafter, 8.1.2000	S. 43
Stimmen zur Ausstellung Haymatloz	S. 44
Eugen Merzbacher	S. 44
Silvia Giese	S. 44
 Pressestimmen zur Ausstellung Haymatloz (Auswahl)	 S. 46
 Chronologie zum Neubau der Stiftung <i>Topographie des Terrors</i>	 S. 52
 Fünf Jahre nach der Grundsteinlegung: Die Topographie des Terrors ist in Gefahr! Erklärung des Arbeitsausschusses der Stiftung zum 8. Mai 2000	 S. 57
 Florian von Buttlar: Ausblick - zu den Problemen um die Errichtung des Dokumentationszentrums <i>Topographie des Terrors</i>	S. 61
 Christine Fischer-Defoy: "Das ist mal was, das bißchen Leben - eben" – Zum Tode von Paula Salomon-Lindberg	S. 62

Redaktion: Martin Schönfeld

Liebe Mitglieder, Liebe Freundinnen und Freunde !

Schwerpunkt unserer Arbeit in den ersten Monaten des Jahres 2000 war die Ausstellung **'Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945'**. Die Ausstellung war bis zum 20. Februar in der Akademie der Künste in Berlin zu sehen und schloß mit einer festlichen Finissage ab. Die Ausstellung fand ein breites positives Echo. Deshalb dokumentiert der Rundbrief Nr. 43 Mai 2000 die Ausstellungseröffnung am 8. Januar, das Zeitzeugengespräch am 9. Januar 2000 und verschiedene Reaktionen auf die Ausstellung, private Stimmen und solche aus der Presse. Wir hoffen, damit weitere interessante Materialien zum Thema vorlegen zu können. Der Rundbrief ergänzt somit den bereits vorliegenden Ausstellungskatalog und die von Sabine Hillebrecht zusammengestellten Unterrichtsmaterialien zum Exil in der Türkei. Beides ist noch erhältlich.

Die Ausstellung 'Haymatloz' wird im Mai und Juni 2000 in den Räumen der Viadrina Europa-Universität Frankfurt/Oder erneut zu sehen sein. Die Eröffnung findet statt am Mittwoch, den 24. Mai 2000 um 18 Uhr im Foyer der Mensa der Universität, Logenstraße 1, 15230 Frankfurt/Oder. Zur Ausstellungseröffnung sprechen Gesine Schwan (Rektorin der Viadrina Universität Frankfurt/Oder), Walter Jens (Ehrenpräsident der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg) und Christine Fischer-Defoy (Vorsitzende des Vereins Aktives Museum). Zur Ausstellungseröffnung sind alle Interessierten herzlich willkommen und eingeladen.

Zweites Thema des Rundbriefs ist der erneute Baustopp des Dokumentationszentrums *Topographie des Terrors*. Dazu dokumentieren wir die von der Stiftung *Topographie des Terrors* zusammengestellte Chronologie des bislang noch unvollendeten Unternehmens und verschiedene Stimmen zum aktuellen Stand sowie zur Perspektive des Bauprojekts. Allen Freundinnen und Freunden, die durch ihr Interesse, ihre kritischen Fragen und ihre Unterstützung bei Protestveranstaltungen gegen den Baustopp der *Topographie des Terrors* uns wieder einmal sehr geholfen haben, möchten wir ausdrücklich danken.

Zur Zeit arbeiten wir an einem Buch über das Exil in Shanghai, das im Herbst 2000 fertig gestellt sein soll und in der Schriftenreihe des Aktiven Museums und des Leo Baeck Instituts erscheinen wird.

Schließlich möchten wir alle Mitglieder, die noch nicht ihren Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2000 überwiesen haben, bitten dies zu tun. Auch Spenden zur Unterstützung unserer Ausstellungsprojekte oder für den Gedenktafel-Fonds nehmen wir gerne entgegen. Die Kontonummer des Aktiven Museums lautet 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00.

Zur Eröffnung der Ausstellung Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945

Walter Jens

Sehr verehrte Damen und Herren!
Ankara am 28. März 1946, Ernst Reuter spricht am Grab seines Freundes, des Dirigenten und Hochschullehrers am Konservatorium der Stadt, Ernst Praetorius, der einmal Generaldirektor in Weimar war, aber nach 1933 im Deutschland der Nationalsozialisten nicht länger arbeiten wollte: "Seit mehr als zehn Jahren gehört er zu uns", so Ernst Reuter. "Als er hierherkam, da war er vertrieben aus seiner Heimat, vertrieben aus dem Land seiner Väter. Was das an Leid, an Kummer und an seelischer Not bedeutete, das kann wohl nur der ermessen, der das gleiche Schicksal erlebt hat." Ernst Reuter zitiert Goethe, das Lied des Harfenspielers in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*: "Wer nie sein Brot mit Tränen aß", benennt das Schicksal eines Mannes, den man zwang, den Dirigentenstab aus der Hand zu legen und sein Leben als Taxifahrer zu fristen. "Und dann plötzlich", evokiert Reuter die Wende im Leben eines Künstlers, "dem im Unterschied zu jenen Hunderttausenden, die in den Konzentrationslagern gefoltert wurden,



Photo: Dorothee Iffland

die Götter freundlich waren. Er kam in dieses Land, das ihn wie so viele von uns freundschaftlich aufgenommen hat und ihm eine zweite Heimat wurde. Er fand eine neue Aufgabe hier, er griff mit beiden Händen zu und nahm sie in die Hand. Wie oft hat er unter uns, wenn die Gedanken in die der Verwüstung entgegen gehende Heimat gingen, in der alles zerstört wurde, was uns als Erbe heilig war, davon gesprochen, daß er glücklich war, dieses Erbe in der Türkei lebendig erhalten zu können. Er wußte, daß er als deutscher Künstler hier wirkend einen Boden fand, wie er ihn sich besser hätte niemals wünschen können."

Ernst Praetorius, ein deutscher Musiker, der, auf Empfehlung Paul Hindemiths übrigens, Seit' an Seit' mit Carl Ebert im Konservatorium in Ankara Glanz und Einfluß im Land bis in die Dörfer der Provinz hineingegeben hat, war einer jener Emigranten, die der zweiten Heimat zu geben versuchten, was ihnen die erste versagte. Gerettete, in Deutschland an Leib und Leben bedroht, brachten allerlei, ob sie nun Martin Wagner, Bruno Taut, Eduard Zuckmayer oder Ernst Reuter hießen, in der Fremde Kreativität und Intelligenz, vielfältige Erfahrung und bewährten common sense ein, der den Gastgebern zeigte, daß es ein Wechselspiel zwischen Nehmen und Geben gibt, bei dem am Ende beide in gleicher Weise reicher würden als zuvor. Man stelle sich vor: Da begründet Bruno Taut die Architekturabteilung der Istanbuler Technischen Hochschule, da arbeitet, Lehrern und Schülern das Feld bereitend, Paul Hindemith auf seinen Reisen in der Türkei Grundlagen einer neuen Musikkultur aus: Welche Instrumente werden benötigt? Wie hat die Verfassung eines Konservatoriums von europäischem Rang auszusehen? Wie sind die Aufgaben der Meister, wie die der Schüler zu verteilen? Welche Prüfungsordnungen entsprechen den Interessen des Landes? Wie läßt sich Musikkultur landweit in Volkshäusern verwirklichen? Und

dann Ernst Reuter, dank der Vereinigung von Praxis und Theorie wie kaum ein zweiter geeignet, einer in dramatischem Aufbruch befindlichen Nation Wege zu eröffnen, die überlegt gehandhabt zu einer zivilen, von laizistischer Vernunft allgemeiner Gleichberechtigung bestimmten Gesellschaft im Geist Kemal Atatürks vom Gestern des Kalifats zum Morgen einer republikanischen, wenngleich straff etatistisch gelenkten Gesellschaft führen können. Ernst Reuter, der Gesetze zu entwerfen half, die der Ausbildung zupackender Kommunalpolitiker dienten, und der sich zugleich auf die Feinheiten des Tarifrechts im Bereich der Küstenschifffahrt verstand, ein Politiker, der wie er zu sagen pflegte, die Eingeweide der türkischen Volkswirtschaft obduziert hatte, ohne deshalb je sein eigentliches Ziel, das am Bosphorus Gelernte und Gelehrte im eigenen Land nach der Befreiung nutzbar zu machen, aus dem Blick zu verlieren. Nur mit frischem und verfremdeten Blick werde sich das ersehnte Rinascimento durchsetzen lassen. "Die Zäsur, die diesmal durch Deutschland gehen wird", heißt es in dem berühmten Brief Reuters an Thomas Mann vom März 1943, "wird gewiß größer und härter sein müssen als je zuvor. Der gesamte leitende Verwaltungsapparat, die gesamte Rechtssprechung, das Erziehungswesen, die Spitzen der wirtschaftlichen Leitung müssen neu gebildet werden." Ach, wären sie es doch! Kein Zweifel, so betrachtet, daß die Emigranten in der Türkei, im fremden Land Aspekte jener sozialen Zivilgesellschaft durchdacht haben, vom Bodenrecht, das nicht auf der Profiterwartung des großen Geldes basieren dürfe, bis zum Aufbau einer Arm und Reich in gleicher Weise befördernden Kultur. Aspekte, die heute endlich realisiert werden müßten, dem immer unverfrorener auftretenden Kapitalismus im Zeichen einer umfassenden Pluralität Paroli bietend. Vergessen wir nie, daß es einmal Anno 1933 eine Hochschule gegeben hat, die Universität Istanbul, die nach dem Urteil der Kenner bis dahin in ihrer Weite nicht ihresgleichen fand. Rudolf Nissen der Chirurg und Alexander Rüstow 'Seit' an 'Seit', die großen Romanisten Spitzer und Auerbach und der Radiologe Friedrich Dessauer, der Physiker Hans Reichenbach, der Nationalökonom Wilhelm Röpke. Welch eine Kongregation. Selbst wenn man bedenkt, daß nicht zuletzt viele der Berühmtesten weitergewandert sind, nach Amerika oder in die Schweiz. Ein paar Jahre aber zumindest wurde in Istanbul exemplarisch gezeigt, wie eine über Stunde und Tag hinausschauende europäische Universität ausschauen könne. Mit den Deutschen im Zentrum. Aber warum gerade mit den Deutschen? Nun, weil es auf türkischer und deutscher Seite Wissenschaftler gab, aber 1933 ihre Interessen sich in einer Weise vereinten, die ans Wunderbare grenzt. Stellen wir uns einmal vor: Da war einmal ein Professor für Pädagogik in Genf, der etwas von Politik verstand, Albert Malche sein Name, Mitglied des Ständerats, der von Kemal Atatürk den Auftrag erhalten hatte, Überlegungen zu einer Reform des türkischen Hochschulwesens an Haupt und Gliedern anzustellen. Das war 1932. Wenige Monate bevor der zurecht um seine Position als außerordentlicher Professor für Pathologie der Universität Frankfurt am Main fürchtende Philipp Schwarz in die Schweiz emigrierte und in Zürich jene Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler im Ausland begründete, an die sich zumal die aus rassischen und politischen Gründen Bedrohten im Reich wenden konnten. All jene also, die durch die Paragraphen 3 und 4 des nationalsozialistischen Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums unmittelbar gefährdet waren. Und so geschah es, das oft beschriebene Wunder vom 6. Juli 1933. Das nun von Philipp Schwarz zitierte Protokoll läßt sich wie eine märchenhafte Moritaz in finsterner Zeit lesen: "An einem heißen Sommertag saß in der Mitte der türkische Unterrichtsminister Resid Galip, zu seiner Seite Malche und Schwarz, ringsum hohe Beamte und Mitglieder der Reformkommission. Und schon begann der Disput. Dreißig Mal die gleiche Frage: Können Sie uns einen Professor für das Fach empfehlen? Schwarz, die Kartothek der Notgemeinschaft und Kürschners Gelehrtenkalender vor sich auf dem Tisch, antwortete präzise." Die Gründung der Notgemeinschaft war gerechtfertigt: Atatürks Reformpläne gewannen dank einer schier unglaublichen historischen Paradoxie an Konkretion. Ausgerechnet die Verjagten hatten die Chance, Garanten eines modernen Unterrichts- und Wissenschaftsbetriebs zu werden. Minister Galip versprach feierlich, daß jeder, der die Berufung annehme, ob frei, im Gefängnis oder im Konzentrationslager, als Beamter der Republik betrachtet und unter türkischem Schutz stehen werde. "Die werden uns keine Schwierigkeiten bereiten. Wir wissen, wie wir mit ihnen fertig werden." Dieses Versprechen wurde am Vormittag des 7. Juli 1933 gegeben. Schon am Abend vorher aber erfolgte jene Erklärung des türkischen Unterrichtsministers, die wir nie vergessen sollten, in Berlin so wenig wie in Ankara. "Es ist dies", so Resid Galip, "ein außergewöhnlicher Tag, an welchem wir eine

beispiellose Tat vollbringen durften. Als vor fünfhundert Jahren Konstantinopel fiel, beschlossen die byzantinischen Gelehrten, das Land zu verlassen. Man konnte sie nicht zurückhalten. Heute haben wir uns vorbereitet, von Europa eine Gegengabe zu empfangen. Wir erhoffen eine Bereicherung, ja eine Erneuerung unserer Nation. Bringen Sie uns Ihr Wissen und Ihre Methoden, zeigen Sie unserer Jugend den Weg zum Fortschritt. Wir bieten Ihnen unsere Dankbarkeit und unsere Verehrung an." Gesprochen wie gesagt am 6. Juli 1933. Vier Monate später eröffnete die Regierung das erste Studienjahr der neuen Universität Istanbul. Das Leben in der zweiten Heimat begann. Es wurde, nachdem der Elan der Aufbruchtag sich in alltäglichem Betrieb zu behaupten hatte, für die deutschen Emigranten nicht leicht. Die Botschaft des Reiches war nah, eine Deutsche Schule gab es für emigrierte Kinder der sogenannten Kolonie B nicht, immer wieder mußte man um die Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung fürchten. Nur ein paar Jahre, immer schwerer werdende Jahre, dann drohten Ausbürgerung und Juden-Stempel im Paß, zudem stand die Internierung all jener, die nicht zum Kreis der Professoren und Berater in staatlichen Diensten gehörten, bevor. Und dennoch: Die Emigrierten halfen einander nicht zuletzt mit ausländischer Hilfe. Solidarität war ein Wort, das damals mit großen Buchstaben geschrieben wurde, seit den Tagen, da Philipp Schwartz die Notgemeinschaft begründet hatte. Aber man war in Sicherheit, fiel trotz aller Pressionen und Schikanen aus Deutschland nicht den Versuchen der Nationalsozialisten zum Opfer, die immer wieder versuchten, die Emigrierten zu schikanieren. Die Türken blieben standhaft, als ihnen deutsche Diplomaten Ersatzleute anboten. Man wollte Kenner, Koryphäen ihrer Disziplin und keine Parteigenossen und Karrieristen. So wurde dem Emissär des Reiches, Oberregierungsrat Dr. Herbert Scuria, der im Auftrag seines Ministeriums die Hochschule in Istanbul und Ankara visitierte, ebenso höflich wie mit gebotem Nachdruck bedeutet. Fritz Neumark, Georg Rohde, Erich Frank e tutti quanti hatten nichts zu befürchten. Die zweite Heimat blieb trotz aller Widrigkeiten ein Land, das Schutzsuchenden half. Aus gutem Grund blieben auch nach der Öffnung der Grenzen einige unter den Emigranten weiterhin am Bosphorus. Erich Frank zum Beispiel, einmal Internist in Breslau, der Anno 1957 ein Staatsbürgerrecht erhielt, während andere im Alter als Emeriti zu Gastvorlesungen heimkehrten, wieder andere wie Ernst Reuter im Augenblick des Abschieds, ungeachtet des Wunsches endlich, endlich zurück nach Deutschland, unverzüglich an die Arbeit im gequälten und entwürdigten Land, das keinen Augenblick aus den Blicken geriet über die Jahre hinweg sich von Wehmut und Entzücken über den Glanz einer Landschaft weghelfen sahen, die einem passionierten klassischen Philologen, denn das war Ernst Reuter u.a. auch, wider alle historische Faktizität plötzlich vom Türkischen ins Griechische übergelitten ließ und das in Goethischer Weise. Das Griechische leuchtete wie ein Stern in der Nacht und das an der anatolischen Küste mit ihrem Licht, den Linien und Farben. Ja, da war es noch einmal, das erträumte Europa, dessen Gegengabe für die verlassene aber nie preiszugebende Türkei Minister Galip den Deutschen zunutze im Juli 1933 angemahnt hatte. Vielen Dank für die wunderbare Ausstellung.

Barbara John

Meine sehr geehrte Damen und Herren!

Als ich hier hereinkam da habe ich mich, denn ich bin zum ersten Mal in dieser Ausstellung wie Sie, reflexhaft erschrocken. Und zwar deshalb erschrocken, weil ich diese Hängelisten an der Wand sah, beschrieben mit hunderten von Namen. Sie sind mir und ihnen doch auch vertraut aus anderen Ausstellungen und Erinnerungen. Sie enthalten normalerweise ja die Namen von Deutschen, von jüdischen Deutschen, politischen und religiösen Widerstandskämpfern, die in der Nazizeit ermordet, vernichtet wurden. Aber heute, meine Damen und Herren, ist alles ganz anders. Diese Menschen haben überlebt. Wir finden Namen von Menschen, die in der Türkei ihre Familien gründen können, deren Kinder und Enkelkinder heute bei uns sind. Und deswegen ist das ein sehr befreiender und schöner Moment. Ich stehe hier in einer ganz anderen Rolle als Walter Jens und Edzard Reuter. Walter Jens ist vielen Wissenschaftlern biographisch verbunden von seiner Tätigkeit als Hochschullehrer. Edzard Reuter der Sohn des Bürgermeisters, ach wäre er doch heute noch Bürgermeister (Applaus), er könnte seine türkischen Berlinerinnen und Berliner auch immer auf türkisch ansprechen. Ich stehe also in dieser Rolle hier der

Ausländerbeauftragten dieser Stadt, die inzwischen ja die größte türkische Stadt außerhalb der Türkei geworden ist, weltweit. Das ist etwas ganz Besonderes. Bei uns leben etwa 180.000 türkische Berlinerinnen und Berliner, viele von ihnen, 60.000, auch schon Deutsche, Berliner türkischer Herkunft. Die anderen werden sich im Laufe der nächsten Jahre, des nächsten Jahrzehnts einbürgern lassen. Diese türkischen BerlinerInnen gehören heute zum anerkannten und respektierten Teil der Minderheiten, die zu uns gekommen sind. Sie sind hier als Arbeiterinnen und Arbeiter, inzwischen aber auch als Hochschullehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer. Das ist natürlich etwas Besonderes. Aber es hat trotzdem keine Beziehung zu dem, was damals in der Türkei geschehen ist. Aus klugem Eigeninteresse heraus hat die Türkei, nicht nur aus diesem Eigeninteresse, sondern auch aus anderen Werten, hat sie den Menschlichkeitstest in diesen Jahren bestanden, in dem sie Menschen Zuflucht und Hilfe gab. Nun mag manch einer denken, na es muß doch irgendwie ein politisches

Management zwischen der Aufnahme der Deutschen in der Türkei in diesen zwölf Jahren bestehen und dem Zustand heute in der deutschen Hauptstadt, die die größte türkische Stadt außerhalb der Türkei ist. Nein, es besteht kein Management-Link, aber es besteht doch etwas. Es gibt ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis, allerdings auf einer ganz anderen Ebene, als man es vermuten könnte. Ich glaube, daß es die geistig-politischen Überzeugungen waren und immer noch sind, die das Nachkriegsdeutschland in die Lage versetzt haben, wieder ein offenes Land zu werden. Es waren auch die Rückkehrer aus der Türkei, die uns in Deutschland zivilisiert und liberalisiert haben, denen wir den wirtschaftlichen Aufstieg verdanken und mit dem wirtschaftlichen Aufstieg sind wir natürlich auch attraktiv geworden für Zuwanderung. Das heißt, die heutige Situation ist auch eine Frucht dieser Werte, die diese Menschen bewahrt haben und bei der Rückkehr auch aktiv mit gestaltet haben. Beide Länder, meine Damen und Herren, die Türkei und auch unser Land, stehen vor weiteren Aufgaben. Wir haben beide Minderheiten in unseren Ländern. In beiden Ländern ist die Frage der Minderheiten längst nicht abschließend ideal gelöst und geregelt. Das braucht auch Zeit. Minderheiten brauchen auch Schutz, und sie brauchen Liberalität. Sie brauchen Offenheit, sie brauchen Freiheit. Und so bin ich mir sicher und wünsche mir sehr, daß diese Ausstellung, für die ich allen herzlich danke, dem Aktiven Museum, dem Goethe-Institut und der Akademie der Künste auch im Namen des Berliner Senats, daß die Ausstellung dazu beiträgt, daß wir den sokratischen Satz gemeinsam, Türken und Deutsche, Berlinerinnen aller Nationalitäten verwirklichen: Wage frei zu sein und schütze die Freiheit der anderen. Vielen Dank.



Photo: Dorothee Ifland

Christine Fischer-Defoy

Am Eingang der Istanbul University erinnert eine Gedenktafel an die deutschen Emigranten, die seit Gründung der Universität 1933 deren Lehrbetrieb maßgeblich geprägt haben. Darauf heißt es:

"In Dankbarkeit dem türkischen Volk, das von 1933-1945 unter der Führung von Staatspräsident Atatürk an seinen akademischen Institutionen deutschen Hochschullehrern Zuflucht gewährte."

Es war nicht - wie jeder, der unseren Verein kennt, vermuten würde - das Aktive Museum, das dort mit der Bohrmaschine angerückt ist, um an diese bedeutendste "University in Exile" zu erinnern. Es war der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker, der in seiner Rede zur Enthüllung der Tafel am 30. Mai 1986 ausführte:

"1933 zog in Deutschland eine unheilvolle Zeit herauf. Sie zwang eine große Zahl akademischer Lehrer, ihre Heimat zu verlassen und sich - zumeist mittellos - ein neues Leben im Ausland aufzubauen (...)

Als Wissenschaft nicht mehr dem Gewissen folgen durfte, sondern unter das Diktat einer rassistischen und verbrecherischen Ideologie gezwungen werden sollte, verließen viele der besten und aufrichtigsten Gelehrten unser Land, um andernorts die Freiheit des wissenschaftlichen Arbeitens zu finden, die ihnen daheim verwehrt wurde."

Von ihnen, von den aus Deutschland Vertriebenen, die in der Türkei Zuflucht fanden, erzählt unsere Ausstellung. Ihre Entstehung ist schnell erzählt: 1997 lernte ich in Istanbul eine Gruppe von türkischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern um die Ausstellungsmacherin Amélie Edgü kennen, die sich in Vorbereitung des 75. Jahrestages der türkischen Republik mit der Bedeutung der deutschsprachigen Emigranten für die Modernisierung der Türkei befaßte - ein Thema, das in Deutschland noch weitgehend unbekannt war. So war es für das Aktive Museum, das sich bereits in mehreren Ausstellungen mit den Lebensgeschichten deutscher Emigranten befaßt hatte, naheliegend, mit den türkischen Kollegen und dem Istanbul Goethe-Institut zusammenzuarbeiten. Hieraus entstand unter Federführung des Goethe-Institutes der erste Teil der zweisprachigen Ausstellung EXIL IN DER TÜRKEI, der am 24. Oktober 1998 im früheren Atelier des Berliner Bildhauers Rudolf Belling in der Technischen Universität Istanbul eröffnet wurde. Dieser Teil der Ausstellung wurde nach Istanbul auch noch in den Städten Bursa und Izmir gezeigt und kehrte im Frühjahr 1999 nach Berlin zurück.

Durch eine Arbeitsgruppe des Aktiven Museums wurde dieser erste Ausstellungsteil mit Unterstützung der Stiftung Deutsche Klassenlotterie um einen zweiten Teil nicht nur in der Anzahl der Biographien erweitert, sondern auch in der inhaltlichen Thematik vertieft: Während der erste Teil der Ausstellung sich - gemäß dem Kulturauftrag unseres Kooperationspartners Goethe-Institut - überwiegend mit den Biographien von Künstlern,

Architekten und Wissenschaftlern befaßte, liegt der Schwerpunkt des zweiten Teiles - entsprechend dem Selbstverständnis des Aktiven Museums - auf dem unbekanntem Exil. Beide Ausstellungsteile werden nun in Berlin erstmals zusammen gezeigt.



Photo: Dorothee Ifland

Worum geht es? Zwischen 1933 und 1945 sind insgesamt etwa 1000 deutschsprachige Emigranten in die Türkei geflohen oder aus Angst vor einer Rückkehr nach Deutschland dort geblieben - die Lange Liste, die Sie in der Ausstellung sehen, enthält alle von uns bisher erfaßten Namen - es sind 1040. Eine kleine Zahl, gemessen an den prominenten Exilländern wie der Tschechoslowakei, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Jedoch: welche Ansammlung von Kompetenz und Engagement, die sich hier zusammenfand. Denn die 1923 gegründete Türkische Republik hatte schnell erkannt, welche Chance für den Aufbau und die Modernisierung des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens die Aufnahme der aus Deutschland und später aus Österreich vertriebenen Intelligenz eröffnete. Und hierin lag zugleich die große Hilfe, die kaum ein anderes Exilland den Flüchtenden bot:

Sie waren willkommen als Gutachter und Ratgeber, als Reformer und als Leitungspersönlichkeiten in den verschiedenen Bereichen von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Und sie hinterließen so, bis heute, ihre sichtbaren Spuren. Darin unterschied sich das Exil in der Türkei fundamental von den Erfahrungen, die die meisten Emigranten in den großen, prominenten Ländern machen mußten - so etwa Bertolt Brecht, der über seine Ankunft im amerikanischen Exil in einem Gedicht schrieb:

"Wohin ich komme

hör ich: Spell your name!

Ach, dieser name

gehörte zu den Großen."

In der Türkei hatten die meisten Zuflucht Suchenden bereits einen Namen, bevor sie das Land betraten: Mit Unterstützung der 1933 in der Schweiz gegründeten Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland waren sie gezielt in die Türkei berufen worden. Die Notgemeinschaft verfügte innerhalb weniger Monate über eine Kartothek von Wissenschaftlern, die in Deutschland gefährdet, schon verhaftet oder bereits ins Ausland emigriert waren. Noch im Laufe des Jahres 1933 nahmen die ersten Wissenschaftler an der Istanbul Üniversitesi ihre Arbeit auf. Die türkische Regierung bot ihnen neben den Umzugskosten eine feste Anstellung zunächst für fünf Jahre. So wurde die Universität in Istanbul zur größten Emigranten-Universität, bis in die 40er Jahre hinein waren die Hälfte der Lehrstühle der einzigen Universität des Landes mit Emigranten besetzt. Dieser organisierte

Wissenschaftler-Transfer ist einmalig in der Geschichte der deutschsprachigen Emigration. Die Konzentration auf zunächst eine Landesuniversität schuf eine interdisziplinäre scientific community, die weit über den Rahmen der später so berühmten New School for Social Research in New York hinausging. Nach dem Anschluß Österreichs bot die türkische Regierung auch den von dort fliehenden Wissenschaftlern offene Türen und neugeschaffene Arbeitsplätze. Sie wurden - und werden bis heute - geachtet und verehrt als Hodschas, auch wenn sie einen für die Türkei durchaus ungewöhnlichen Lebens- und Arbeitsstil mitbrachten: so etwa, wenn Ernst Reuter den Weg zur Arbeit täglich mit dem Fahrrad zurücklegte - oder im Winter mit Langlaufskiern. Ernst Reuter, der frühere Oberbürgermeister von Magdeburg und SPD-Reichstagsabgeordnete, konnte nur mit Hilfe der Quäker 1935 aus dem KZ Lichtenburg nach England ausreisen, er erhielt noch im selben Jahr in Ankara eine Anstellung als Finanzberater des Wirtschaftsministeriums und übernahm 1938 eine Professur für Städtebau an der neugegründeten Universität in Ankara. 1946 kehrte er nach Deutschland zurück und war von 1948 bis zu seinem Tode 1953 Erster Regierender Bürgermeister von West-Berlin. Fragt man heute in der Türkei Schauspieler oder Opernregisseure nach Carl Ebert, Architekten und Stadtplaner nach Bruno Taut oder Martin Wagner, Musiker nach Paul Hindemith oder Eduard Zuckmayer, so begegnet man selbst in der jüngeren Generation Menschen, die mit glänzenden Augen von dem Einfluß der deutschen Experten sprechen. Als wir die Ausstellung 1998 in der Technischen Universität Istanbul aufbauten, konnten wir uns schon Tage vor der Eröffnung kaum des Ansturms interessierter Studenten erwehren, die mit Block und Bleistift vor den Ausstellungstafeln standen, um davon Lebensdaten und Zitate abzuschreiben.

Wenn wir diese erweiterte Ausstellung nun hier in den Räumen der Akademie der Künste zeigen, so kehrt damit auch ein Teil der Geschichte dieser Institution nach Berlin zurück: Unter den von uns dokumentierten Lebensgeschichten finden sich fünf ehemalige Mitglieder der früheren Preußischen Akademie der Künste:

Bereits erwähnt habe ich den Bildhauer Rudolf Belling, dessen Berufung an die Kunstakademie Istanbul auch auf die Preußische Akademie in Berlin zurückging: Sie empfahl auf Anfrage jedoch nicht nur Belling sondern auch Arno Breker, der jedoch seine Karriere in Berlin der "Diaspora am Bosphorus" vorzog.

Der Architekt Martin Wagner, von 1926 bis 1933 Stadtbaurat in Berlin, emigrierte 1935 in die Türkei und war dort bis zu seiner Berufung an die Harvard University 1938 tätig. Sein Nachfolger in der Türkei wurde der ebenfalls aus Berlin stammende Architekt Bruno Taut, der von 1936 bis zu seinem Tode 1938 in Istanbul arbeitete.

Der Komponist Paul Hindemith, in die Kritik geraten durch seine Oper Mathis der Maler, ließ sich 1935 an der Berliner Musikhochschule beurlauben und nahm das Angebot der türkischen Regierung an, die Musikinstitutionen von Grund auf zu reformieren.

Und der Intendant der Städtischen Oper Berlin, Carl Ebert, der dort 1933 als Kulturbolschewist entlassen worden war, übernahm 1936 einen Beraterposten für den Aufbau des Schauspiel- und Opernbetriebes sowie die dazugehörige Ausbildung junger Schauspieler und Sänger in Ankara. Zu den heutigen Mitgliedern dieses Hauses gehört der Schriftsteller und Dramatiker George Tabori, dessen Fluchtweg aus Budapest über London und Sofia 1942 in die Türkei führte.

Neben der Prominenz unter den Türkei-Emigranten gab es aber auch eine große Anzahl von Menschen ganz unterschiedlicher Berufe, Gewerbetreibende und Handwerker sowie Ehefrauen und Kinder, die ihren Männern und Vätern in die Türkei folgten. Sie stehen im zweiten Teil der biographischen Tafeln im Mittelpunkt. Vier Frauen sollen hier zunächst genannt werden: die Kinderärztin Erna Eckstein, die Lektorin Rosemarie Heyd-Burkart, die

Fremdsprachenkorrespondentin Ruth Sello und Silvia Rohde. Silvia Rohde - jetzt Giese - steht mit ihrer Lebensgeschichte zugleich exemplarisch für diejenigen, die ihre Kindheit und Jugend in der Türkei verbrachten. Erst fünf Jahre alt, kam sie mit ihrer Mutter 1936 nach Ankara, wo der Vater Georg Rohde eine Professur übernommen hatte. Über sie erschließt sich der Kreis der Schüler von Leyla Kudret-Erkönen. Bei ihr erhielten viele Emigrantenkinder über Jahre hinweg Privatunterricht - so auch Silvia Rohde bis zum Jahre 1949, als sie mit ihrer Familie nach Deutschland zurückkehrte. Auch die Kinder von Walter und Carlota Ruben, Gerhard und Wolfgang, gehörten zum Kudret-Kreis. Sie waren 1935 in die Türkei übersiedelt. Aufgrund ihrer Weigerung, nach Abbruch der diplomatischen

Beziehungen der Türkei zu Deutschland 1944 in ihre Heimat zurückzukehren, wurde die Familie ausgebürgert. Sie gehörten zu Hunderten deutscher und österreichischer Emigranten, die von August 1944 bis Ende 1945 in Anatolien interniert wurden.

An diesen Biographien wird deutlich, wieviel schwieriger das Überleben in der Türkei für diejenigen war, die nicht zu den sogenannten Prominenten gehörten: Während es für diese neben der materiellen Versorgung oft auch Sonderkonditionen hinsichtlich der Aufenthaltsgenehmigung und damit der Passverlängerung gab, waren die 'kleinen Leute' den Wechselbädern der deutsch-türkischen Politik ausgeliefert: Ihnen drohte, sofern sie jüdisch waren, zeitweilig die Ausweisung aus der Türkei, und falls sich keine staatliche Institution für ihr Verbleiben am Arbeitsplatz eingesetzt hatte, wurden sie 1944 in Anatolien interniert - hierin unterschied sich die Türkei nicht von allen anderen Exil-Ländern, die deutsche Flüchtlinge nach dem Kriegseintritt interniert haben. Besonders schwer hatten es unter

diesen Bedingungen die Frauen, denen oft eine Arbeitserlaubnis verweigert wurde. Ihnen oblag es dann auch während der Internierung, unter dürftigster Versorgung und mangelhaften hygienischen Bedingungen das Leben ihrer Familien zu organisieren.

Kurz und knapp, alphabetisch angeordnet zwischen Tunesien und Typhus, gibt der Philo-Atlas. Handbuch für die jüdische Auswanderung, erschienen 1938 in Berlin, Auskunft über die Ausichten im Exilland Türkei:

"Visum erforderlich. Konsulat sind Zweck, Ort und Dauer des Aufenthalts darzulegen. Konsul kann zunächst bei den Behörden in der Türkei wegen Genehmigung der Visumerteilung rückfragen. Arbeitnehmer haben dem Konsul einen durch das türkische Arbeitsamt beglaubigten Arbeitsvertrag vorzuweisen. Bei Aufenthalt von mehr als 15 Tagen muß Aufenthaltsgenehmigung

eingeholt werden. Durch Berufssperregezet ist Ausübung einer großen Zahl von Berufen für Ausländer verboten. Wenig Möglichkeiten."

Diese Einschätzung, formuliert in Deutschland im Jahre der Novemberpogrome, zeichnet ein geradezu düsteres Bild, das im Widerspruch zu den Erfahrungen steht, die die meisten Emigrantinnen und Emigranten in der Türkei machten.

Dabei sind drei Phasen zu unterscheiden. In den Jahren zwischen 1933 und 1938 sprechen die meisten Zeitzeugen von überwiegend positiven Erfahrungen. So beschrieb Martin Wagner seine Tätigkeit in Istanbul in einem Brief an Walter Gropius am 20. Mai 1936 als Wartesaal Erster Klasse. In der zweiten Phase, beginnend mit dem Tode Atatürks, dessen Autorität sich wie ein Schutzschild über die deutschen Flüchtlinge gelegt hatte, und endend mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen 1944, ist bestimmt von zunehmenden Schwierigkeiten: dem Ablauf der fünfjährigen Arbeitsverträge, den Problemen mit der Aufenthaltsgenehmigung, der Teuerung - und der Unsicherheit, auf welcher Seite die Türkei schlußendlich in den Krieg eintreten würde. In der dritten Phase von 1944 bis zum Kriegsende, bzw. bis zum Ende der Internierungen im Januar 1946, verdüstern sich dann die Erinnerungen: bis auf wenige Prominente verloren die meisten nicht nur ihre Privilegien sondern auch ihre berufliche Existenzgrundlage, im schlimmsten Falle teilten sie das Los der Internierung zusammen mit ns-treuen Reichsdeutschen. Und nach der Rückkehr waren die Chancen, wieder in den früheren Beruf in Istanbul oder Ankara zurückzukehren, gleich Null: die Türkei hatte ihre Absicht wahrgemacht, die Emigranten nur so lange im Lande zu behalten, bis ihre Arbeit Früchte trug und eine türkische Generation von Experten herangewachsen war. Rudolf Belling beschreibt Hans und Wassily Luckhardt gegenüber am 15.7.1946 sein Dilemma: "Alle wollen zurück, aber die Aussichten sind so gut wie null, denn die diplomatischen Beziehungen können nur aufgenommen werden, wenn eine deutsche Regierung eingesetzt ist, na, und wann das geschieht, weiß vielleicht nicht einmal Allah!"

Gleichwohl bleiben im Rückblick bei den meisten der von uns Befragten ebenso wie in den vorliegenden Memoiren der deutschen und österreichischen Emigrantinnen und Emigranten die überwiegend positiven Erinnerungen vorherrschend. Diese Erfahrungen können etwas von der Gastfreundschaft und Offenheit vermitteln, die in der Türkei damals so viel selbstverständlicher war als sie es heute in unserem Lande gegenüber Menschen aus anderen Ländern ist.

Dies war der Grund, warum wir die Ausländerbeauftragte von Berlin, Barbara John, baten, die Schirmherrschaft für dieses Projekt zu übernehmen, und ich möchte mich ganz herzlich für diese nicht nur ideelle, sondern auch tatkräftige Unterstützung bedanken. (in Parenthese sei eingefügt, wie diese tatkräftige Hilfe aussah: Als wir wenige Tage vor dem Transport der Ausstellungstafeln in die Türkei die türkischen Übersetzungen vom Goethe Institut Istanbul erhielten, waren wir zunächst ratlos: Welche Bildunterschrift gehört zu welchem Bild? Wie können türkische Wörter getrennt werden? Was ist mit all den türkischen Sonderzeichen? Freitags um Eins - jeder kennt den Berliner Spruch: "macht jeder seins" - riefen wir bei Barbara John an: Ob sie uns jemanden zum Korrekturlesen vermitteln könnte, am Montag müßten die Tafeln produziert werden? Sie sagte spontan die Hilfe ihrer Behörde zu. Um drei Uhr schließlich landete ein dicker Packer Korrekturfahnen in der Potsdamer Straße - zu einem Zeitpunkt, an dem man wohl in kaum einer Behörde noch jemanden am Schreibtisch findet. Und bis in die Nacht hinein saßen dort mehrere türkisch-sprechende Kolleginnen und korrigierten geduldig alle 26 Tafeltexte. Dafür sei Ihnen und Ihren Kolleginnen ganz herzlich gedankt!

Wir danken der Akademie der Künste in Berlin für die Kooperationsbereitschaft, diese Ausstellung nun erstmals vollständig zeigen zu können. Ich danke dem Ehrenpräsidenten Walter Jens für sein Engagement - und seine Rede! - und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses für ihre Unterstützung.

Wir danken der Zentrale des Goethe-Institutes in München für die Finanzierung des ersten Ausstellungsteiles und dem Goethe-Institut Istanbul für die gute Kooperation bei der Präsentation in der Türkei. Ein persönlicher Dank gilt in diesem Zusammenhang dem früheren türkischen Generalkonsul in Berlin, Riza Erkmenoglu, für seine unbürokratische Hilfe beim Transport dieses Ausstellungsteiles in die Türkei.

[...]

Unser besonderer Dank aber gilt - last but not least - allen ehemaligen Türkei-Emigrantinnen und -Emigranten sowie ihren Angehörigen, Kindern und Enkeln, die uns ihre Geschichte erzählt

und uns Einblick in ihre persönlichen Dokumente gewährt haben. Ohne ihre Offenheit, ihre Gesprächsbereitschaft, die oft ausführliche Korrespondenz und das Vertrauen, uns persönliche Gegenstände zu überlassen, hätten wir diese Ausstellung nicht realisieren können. Insbesondere das wenig bekannte Exil hätten wir ohne diese persönliche Unterstützung und die Leihgabe von Fotos und Dokumenten nicht entdeckt. Einige von ihnen sind heute aus aller Welt hierher gekommen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Namen vorlese, um Sie damit herzlich willkommen zu heißen:

Elisabeth Belling, Cornelius Bischoff, Klaus Eckstein, Peter Eckstein, Ernst Engelberg, Renate Engelberg, Michaela Jokisch-Zuckmayer, Brigitte Kleinsorge, Marianne Laqueur, Gerhard Löwenthal, Dorothea Merzbacher, Marianne Pfannenstiel, Edzard Reuter, Silvia Rohde, Gerhard Ruben, Wolfgang Ruben, Hellmut Rüstow, Barbara Stern, Daniela Stern und Karl-Ernst Zimmer. Tessekür ederim!

Edzard Reuter

Ach, liebe Frau Fischer-Defoy, ich hab gar nicht gewußt, daß mein Vater auf Langlaufskiern durch die Türkei gelaufen ist, aber man lernt ja immer dazu. Wer weiß, meine Damen und Herren, liebe Freunde. Es ist so Vieles so eindrucksvoll gesagt worden und natürlich ist es ganz und gar vermessen, wenn ich jetzt als ein alter längst aus dem Verkehr gezogener Pfeffersack versuchen will, dem allen wenigstens ein einigermaßen bedenkenswertes Wort hinzuzufügen. Eines bleibt mir freilich, und das ist ein ganz persönlicher Dank. Zunächst der Dank an Sie, Walter Jens. Sie sind ja nicht nur ein großer alter Mann der deutschen Aufklärung, der deutschen Universitäten. Sie sind ja, und Sie haben es erneut bewiesen mit Ihrer Ansprache, einer, der vermutlich wenigen, die heutzutage im öffentlichen Leben stehend noch verstehen, daß meisterhaft formulierte Sprache nur dann so meisterhaft wirken kann, wenn sie auch noch Substanz hat. (Applaus) Und insofern ist das ja fast symbolisch, daß diese

Veranstaltung hier in Berlin stattfindet und Sie als Bote aus Tübingen kommen, jener Institution, die wahrhaftig Liberalität und Aufklärung des deutschen Geistes verkörpert wie kaum eine andere deutsche Universitätsinstitution. Eine kleine Korrektur, wenn es denn eine ist, erlauben Sie mir allerdings auch bei sich anzubringen. Sie haben zum Schluß gesprochen, wenn ich es richtig im Ohr habe, von der Unverträglichkeit des Türkischen und des Griechischen. Ihr Kollege Manfred Korfmann, der wunderbare aktive Archäologe, ist auf dem Wege die gute alte deutsche Tradition der Ausgrabung in Troja fortzuführen, und ich denke, meine Freunde, wenn man vor Ort sehen kann, daß dieses Anatolien eine Funktion gehabt hat, unsere sogenannte westliche, griechisch gegründete Kultur auf die Wege zu bringen, dann kann man es in Troja erleben. Fahren Sie alle mal hin. Dank aber auch an Sie, liebe Frau John. Ich weiß nicht, ob alle, die hier versammelt sind, wissen, was Sie hier in der Stadt Berlin geleistet haben. Sie haben da so von



Photo: Dorothee

nüchternen Zahlen geredet. Und jeder, der einmal Ihre Arbeit erlebt hat, das, was Sie mit so großer Energie in dieser Stadt bewegen und ich denke auch gegen viele schwierige Widerstände erreicht haben, das ist, denke ich, der hohen Anerkennung wert und ich persönlich, ganz persönlich hoffe, daß Sie ihre Arbeit so erfolgreich fortsetzen werden. Wir brauchen Sie über diese Hauptstadt hinaus als ein Leuchtturm für das, was noch an Arbeit vor uns liegt. (Beifall) Und natürlich, last but not least, liebe Frau Fischer-Defoy, Dank an Sie. Auch Sie haben das so kurz mal eben geschildert, wie das gelaufen ist mit so einer Ausstellung, so als wär das ganz selbstverständlich gewesen. Nein, ich hab selber erlebt, mit welcher Zähigkeit, mit welcher Zielstrebigkeit Sie da dran geblieben, sich nicht haben abwimmeln lassen und immer Ihr Ziel vor Augen gehabt haben. Das ist schon eine bewunderswerte Leistung. Und ich glaube, diese Ausstellung, die wir heute eröffnen, spricht für sich. Aber, ich füge auch hier etwas ganz Persönliches hinzu: Sie haben, liebe Frau Fischer-Defoy, etwas zustande gebracht, was viele von uns, die wir heute hier versammelt sind, versucht haben, ohne je der Realisierung auch nur einen Schritt näher zu kommen, nämlich eine so große Zahl von Menschen, die während der Nazijahre das Glück hatten, in der Türkei Gastfreundschaft zu erleben, dort aufzuwachsen, eine so große Zahl von Menschen endlich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zusammenzubringen. Dafür einfach nur Dank zu sagen, das wäre viel zu wenig. In mir jedenfalls haben Sie ein Gefühl des Glückes, ja der Glückseligkeit hervorgerufen, und ich bin ganz, ganz sicher, daß ich dasselbe im Namen von uns allen sagen darf. Von uns allen, die sich heute und morgen seit so vielen Jahren zum ersten Mal wieder begegnen.

Meine Damen und Herren, das letzte Jahr des ausgelaufenen Jahrtausends, das Jahr 1999, hat uns, denke ich, wenn wir über die Beziehungen zwischen der Türkei und Deutschland, den Türiinnen und Türken und den Deutschen reden, ein gutes Stück vorgebracht. Zwei dieser Schritte sind von besonderer Bedeutung gewesen: Einmal natürlich das neue Staatsangehörigkeitsrecht, das nun endlich am 1. Januar 2000 in Kraft getreten ist. Es wird einer großen, großen Zahl von Menschen türkischer Abstammung es endlich ermöglichen, sich in Deutschland nicht mehr als gerade noch geduldete oder sogar als unerwünschte Fremdlinge zu fühlen. Und das Zweite ist, die Aufnahme der Türkei bei der Konferenz in Helsinki in die offizielle Kandidatenliste für eine Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Ich sage: ein längst überfälliger Schritt, der viele weitere Entwicklungen, nicht zuletzt in der Türkei, befördern und beschleunigen wird. Andererseits, so wichtig diese beiden Schritte sind, machen wir uns nichts vor: Es liegen noch Berge von Arbeit vor den Türken und den Deutschen bevor man sagen kann, daß die Türkei endlich, endlich ganz in Europa angekommen ist. Ich bin allerdings so kühn, sogleich hinzuzufügen, daß umgekehrt, meine Damen und Herren, der Bau Europas erst dann vollends gelungen sein wird, wenn die Türkei angekommen ist. Das hat, denke ich, seinen sehr guten Grund. Denn jedenfalls bin ich persönlich fest davon überzeugt, daß Europa die Türkei, genauer die uralte türkische Kultur, braucht, genauso wie die Kultur der europäischen Völker in Polen, Ungarn, im Baltikum oder auf dem Balkan. Europa, wenn es Europa sein will, braucht diese Kulturen, so verschieden sie sein mögen, aus einem ganz einfachen Grund, weil es nämlich nur so seine traditionelle Kraft zu schöpferischer Kreativität bewahren und erneuern kann. Natürlich, ich weiß, dies wäre ein langes, ein abendfüllendes Thema, ein viel zu langes Thema für wenige Begrüßungsworte. Ich kürze es deswegen auf ein vielleicht sogar provokatives Postulat ab. Und dieses Postulat lautet, daß die Europäer im Zeitalter der Globalisierung und unter dem Druck des Turbokapitalismus, für den ausschließlich die materiellen Werte zählen, nur dann bestehen kann, wenn sie sich darauf besinnen, daß ihre gemeinsame Stärke stets ihre Wurzeln gehabt hat in einer ständig erneuerten Durchmischung unterschiedlicher Traditionen und Kulturen. Dazu aber eben brauchen wir das Volk der Türken. Und jeder, der wie Frau John, täglich damit befaßt ist, weiß, daß dies schon deswegen zutrifft, weil wir in Deutschland mit weit mehr als zwei Millionen Menschen türkischer Abstammung zusammen leben. Und weil die bei weitem noch nicht bewältigte Aufgabe der Integration eben weit mehr bedeutet als diesen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ihr Erbe, ihre Tradition zu entreißen, ihre Tradition, ihre Kultur zu entreißen, um sie zu waschechten Schwaben, Preußen, Bayern, Rheinländern oder Hanseaten zu machen. Im Gegenteil. Vor allem ändern brauchen wir das Volk der Türken deswegen, weil es sich vor nun mehr als 75 Jahren unter der Anleitung des großen Kemal Atatürk entschlossen von seiner osmanischen Vergangenheit abgewendet und auf den Weg nach Europa gemacht hat. Bringen wir

es ruhig auf den Punkt, meine Damen und Herren. Im Kern war es diese säkulare Entscheidung des Jahres 1923, die den meisten unserer Eltern, die den meisten Abkömmlingen der deutschen Emigranten, die heute hier in Berlin sein dürfen, das Leben gerettet hat. Ausnahmslos haben unsere Eltern mit ihrem Können, mit ihrer Begeisterung und ihrer Dankbarkeit über viele Jahre hinweg daran mitgearbeitet, daß die Türkei eines fernen Tages ganz zu Europa gehören kann. Und deswegen, meine Damen und Herren, lassen Sie mich schließen mit einem Satz, den ich schon oft gesagt habe: Wer heute noch meint, die Republik Türkei als ein Land außerhalb Europas abtun zu können, beschimpft damit nicht nur das Volk der Türkei. Er beschimpft zugleich seine eigenen von der Nazi-Barbarei verfolgten Landsleute. Diese Ausstellung, die wir heute eröffnen, erinnert daran und führt dies vor Augen. Ein anderer großer Deutscher, der seine Tage zum Schluß seines Lebens in Tübingen verbracht hat, der große Hans Saal, hat einmal gesagt: "Fragt uns aus, wir sind die letzten, fragt uns!" Und in diesem Sinne danke ich Ihnen allen, daß Sie da sind. Ich freue mich über diesen wunderbaren Anlaß und denke, wir werden alle jetzt mit großer Freude die Ausstellung ansehen können.
Vielen Dank.



Photo: Christine Fischer-Defoy
Marianne Laqueur, Eugen Merzbacher und Christiane Hoss im Gespräch am 9. Januar 2000

ZEITZEUGENGESPRÄCH am 9. Januar 2000 in der Akademie der Künste

Berufsjahre im Exil – Marianne Laqueur und Eugen Merzbacher im Gespräch mit Christiane Hoss

Christiane Hoss: Jetzt möchte ich für die erste Runde nur zwei der Zeitzeugen auf das Podium bitten, nämlich Eugen Merzbacher, der in der Türkei, weil man seinen Namen nicht aussprechen konnte, 'Ögen' genannt wurde, und Marianne Laqueur. Es geht um die Berufstätigkeit im Exil in dieser ersten Runde. Es geht darum, wie sich diejenigen durchbrachten in der Türkei, die nicht berufen worden waren, also eine Staatsstelle als Professor oder Berater oder sonst etwas bei Bodenschatzamt oder Sümer-Bank bekommen hatten, sondern, die selber sehen mussten, wie sie eine Berufstätigkeit dort aufnahmen und wie es ihnen damit ergangen ist.

Also erst einmal möchte ich Marianne Laqueur fragen, wie sie in der Türkei ihren Berufseinstieg gefunden hat und von welcher Ausbildung es ausging.

Marianne Laqueur: Ehe mein Vater in die Türkei berufen wurde war schon klar, daß ich nie Abitur machen konnte. Ich ging mit dem sogenannten 'Einjährigen' ab. Aber dafür haben mich meine Eltern dann in eine Berufsschule, in die Rakus-Handelsschule geschickt. Alte Berliner wissen vielleicht noch von der Handelsschule, direkt am Bayreuther Platz. Auf jeden Fall, dort habe ich Schreibmaschine gelernt, - Englisch und Französisch sowieso schon in der Schule -, und als wir dann in Ankara waren, habe ich am Anfang mich umgesehen, was man so machen könnte, war auch zwischendurch von den Eltern nach England geschickt, und als ich wiederkam, suchte ich einfach irgendeine Stellung für Fremdkorrespondenz, also für Deutsch, Englisch und Französisch. Das war überhaupt keine Schwierigkeit. Ich weiß ehrlich nicht mehr, wie ich dazu kam. Auf jeden Fall wurde ich als Sprachtippse bei der Sümer-Bank engagiert. Na ja, und dann war ich dann da drin, und dann wurde mir das Tippen zu langweilig, und dann kam ein Österreicher, ein Herr Merz, ich glaube den gibt's auch hier im Archiv, der bei meinem Vater Patient war und bei uns eingeladen war. Der murmelte, er möchte gerne jemanden, der Englisch und Türkisch kann, als Sekretärin anstellen. Und zwar für Ankara. Da sagte ich, ja hier bin ich, das ist bestimmt amüsanter. Und der Herr war aber zufällig bei der IBM. Als ich bei der IBM war sagte ich, ihr habt ja niedliche Maschinen, die Hollerith-Maschinen. Da gab es dort einen rumänischen Emigranten, der sah, daß ich mich für diese Maschinen interessierte und fragte, ob ich nicht Lust hätte, das zu lernen. Sagte ich, sieht ganz niedlich aus. Und so kam ich eben zur IBM, dann eben nicht mehr zum Tippen, sondern weil es so schöne Maschinchen gab. Von dort bin ich dann weitergegangen, ganzen Mittleren Osten und so weiter, das ist dann nicht mehr so interessant, und ich bin dann 1981 wieder nach Deutschland gekommen.

Christiane Hoss: Was nicht interessant ist, das ist eine andere Frage. Aber gehen wir mal zu Eugen Merzbacher: Würden Sie sagen, daß es sehr wesentlich war, daß Sie Türkisch konnten?

Eugen Merzbacher: Ja, ich bin 1935 aus Oranienburg nach Ankara gegangen, da war ich 14 Jahre alt, in der Untersekunda. Da habe ich gerade Latein angefangen, in Oranienburg das war ein Real-Reform-Gymnasium, Latein war die dritte Sprache. Und in Ankara habe ich sofort Türkischunterricht genommen und bin dann auf das Lise gegangen. Zuerst mal in eines das hieß Gazi-Lisesi. Das ist das selbe Gebäude, das später die Musikhochschule wurde. Und da wurde ich dann umgeschult in das sogenannte Ankara Erkek Lisesi für Männer, das hieß dann später Atatürk Lisesi. Da habe ich das Abitur gemacht 1939 und bin dann an die Universität Istanbul gegangen, um Physik zu studieren. Ich wollte immer schon Physiker werden, schon als verhältnismäßig junger Mann nachdem ich nicht mehr Feuerwehr spielen wollte. Und da habe ich dann vier Jahre lang Physik und Mathematik studiert und habe, was die Türken eine Lizenz nennen, so ein Zertifikat bekommen, erhalten als Lehrer. Und dann wollte ich weiter machen, meinen Doktor in Physik machen, aber das war wirklich nicht sehr praktisch in der Türkei damals, auch heute noch nicht, denn die meisten türkischen Physiker studieren in anderen Ländern, also das höhere Studium. Und dann war ich also bis 1943 dort und dann war der Krieg aber noch, und

man konnte nicht einfach woanders hingehen. Und dann war ich vier Jahre lang Lehrer, einer der wenigen Berufe, die einem offen standen. Und auch das war nicht einfach. Die Türken haben ja niemanden eingebürgert, das wurde verweigert. Da wäre auch Militärdienst damit verbunden gewesen und sonst was. Da konnte ich also nicht Staatsbeamter werden und also auch nicht Lehrer an einer türkischen Schule, an einer richtigen Staatsschule. Und da war ich darauf angewiesen, an einer Privatschule eine Stelle zu bekommen. Das war eine Schule, wo die reichen und unbegabten Schüler waren, und da war mehr Unterricht in englischer Sprache. Aber mein Unterricht war alles auf Türkisch, habe also auf Türkisch Mathematik und Physik gelehrt, bis 1947, und dann war der Krieg zu Ende, und dann ist es mir endlich gelungen - ich wollte eigentlich nach England gehen, aber das war alles zu kompliziert und Amerika war alles viel einfacher, und so bin ich zufällig nach Amerika gekommen.

Christiane Hoss: Ja das zeigt etwas die Schwierigkeiten, die man hatte, um zu einer Stelle zu kommen. Und jetzt möchte ich Marianne Laqueur zur späteren Zeit befragen. Sie waren bei einer ausländischen Firma, also solange sie da gut arbeiteten, konnte Ihnen nichts passieren. Aber wie wir gerade hörten, Staatsstellungen waren für Menschen mit türkischer Staatsangehörigkeit reserviert. Also daß sie überhaupt niemanden einbürgerten, stimmt nicht ganz. Soweit wir wissen, sind von den, die wir kennen, von diesen 1040 sind 10 Personen eingebürgert worden, das ist aber absolut minimal.

Eugen Merzbacher: Ich hab's auch nicht probiert.

Christiane Hoss: Aber wenn Sie sonst an ihren Bekanntenkreis denken, an diejenigen, die damals mit Ihnen gekommen sind, würden Sie allgemein sagen, daß der Berufseinstieg ganz außerordentlich erschwert worden ist durch die Situation dort?

Marianne Laqueur: Ich weiß es nicht. Ehrlich gesagt, ich kenne keinen aus meiner Generation, außer Veronika Gerngroß, die ja ein spezieller Fall ist, sie hat einen Türken geheiratet. Sonst die anderen, die ich kenne, von denen ich weiß, das war die Hella Reuter, die bei einer fremden Firma arbeitete. Mein Bruder hatte es relativ schwer. Er war dann Lektor, dann ging er bei einer Bank arbeiten, aber der mußte sich sehr schwer durchschlagen. Ja und sonst eben, ja wen gabs denn noch? Die paar, die ich kannte, die haben eigentlich entweder in der Privatwirtschaft gearbeitet oder bei fremden Firmen. In einer rein türkischen Firma oder z.B. in der Sümer- oder Eti-Bank zu arbeiten war praktisch unmöglich.

Eugen Merzbacher: Ich habe einen Sommer-Job, eine kurze Anstellung bei einer Firma gehabt, die heißt Burla. Die waren Vertreter von großen amerikanischen Firmen, General Electric usw., ich war Radio-Repair-Man. Es war nicht sehr gut, wenn ein Radio zu mir kam. (Lachen) Aber da war ich im Sommer angestellt, und ich hab auch ein bißchen was verdient. Mein Chef war ein ungarischer Ingenieur.

Marianne Laqueur: Mit der Sümer-Bank, das war überhaupt keine Schwierigkeit, ich war die Tochter meines Vaters und die wurde in der Sümer-Bank eingestellt, obwohl ich ganz normal damals einen deutschen Paß hatte, das störte niemanden.

Christiane Hoss: Es scheint mir so, daß es mit den Jahren immer schwieriger geworden ist. Und im Krieg ist natürlich eine Situation mit Ausländern, ist immer ein gewisses Misstrauen da, das ist mit anderen Ländern, die mit Deutschland im Krieg waren oder auch selbst neutral waren, auch nicht anders. Also die Furcht vor einer fünften Kolonne, muß in der Türkei auch noch wesentlich stärker gewesen sein als in anderen Emigrations-Ländern, die sich sicherer fühlten oder auch weiter weg waren von der deutschen Front, und da habe ich also von vielen Leuten gehört, die damals entlassen wurden oder eben die keine Stelle mehr fanden und deswegen dann vielleicht nach Palästina gegangen sind. Und wie Sie wissen, sind ja relativ wenige in anderen Städten gewesen als Ankara oder Istanbul und die in Izmir, da kenne ich eben eine Familie, die

dann ans Schwarze Meer verbannt wurde und dadurch ihre Stelle verloren hat, dann auch nach Palästina ging. Da ist es immer schwieriger geworden.

Marianne Laqueur: Und vor allen Dingen: 1938 ist Atatürk gestorben und seit dem Moment wurde es schwieriger, um es sehr höflich zu sagen.

Eugen Merzbacher: Kann ich noch etwas hinzuzufügen? Nachdem ich in Istanbul fertig wurde an der Universität bin ich zurückgegangen nach Ankara, da war die Privatschule, wo ich Unterricht gegeben habe. Und ich hab auch ein bißchen so Privatunterricht an manche von den Leuten hier gegeben, Gerhard Ruben, Edzard Reuter haben mich erinnert, daß sie ein bißchen Mathematik von mir gelernt haben. Und dann habe ich noch etwas anderes gemacht. Überraschenderweise war sehr wenig die Rede hier gestern von den Orientalisten, die in Ankara waren. Es war alles von Istanbul von der Universität die Rede. Aber die Anfänge der Universität Ankara waren damals gegründet von diesen deutschen Einwanderern, und da waren diese berühmten Leute, die man sehr gut kennt, Assyriologen, Hethitologen, Herr Rohde natürlich, Klassische Philologie. Und einer davon war Herr Benno Landsberger, der steht hier. Ein Junggeselle, ein Original, einer der interessantesten Leute, die Sie je kennen lernen konnten, und der war so der Verteiler von Geldern, um die Emigranten zu unterstützen. Wo er sie herbekommen hat, wußte ich nie so genau. Und ich war sein Sekretär. Der hat immer nachts gearbeitet nur. Ich bin um neun oder zehn Uhr abends zu ihm gekommen, da hatte er schon mehrere Gläser Wein getrunken gehabt, und da war er dann bereit, mir zu diktieren. Und da hab ich Briefe geschrieben, sowohl für - das hieß 'der Fonds' - zur Unterstützung von Emigranten, und dann aber auch seine beruflichen Sachen. Aus dem Museum hatte er eine Keilschrift mitgebracht, das hat er dann gelesen, das Sumerische, das Assyrische und das hat er mir dann diktiert. Das waren dann seine wissenschaftlichen Arbeiten. Und wir haben bis drei Uhr morgens gearbeitet. Er war völlig davon überzeugt, daß die Nazis den Krieg gewinnen würden und hat sich also furchtbar aufgeregt immer darüber. Wir hatten eine große Karte von der west-östlichen Front in seinem Zimmer und da hat er so Stecknadeln reingesteckt und schließlich wurde es selbst ihm klar, daß es nicht richtig war. Und wir haben immer Radio Belgrad angehört, um zu hören, wie sie sich abgesetzt haben, „erfolgreich abgesetzt“. Da habe ich ein bißchen Geld verdient.

Christiane Hoss: Dann springe ich bei der günstigen Gelegenheit zu dem anderen Thema über, wozu ich die damals schon Erwachsenen befragen möchte, nämlich Flüchtlingshilfe. Das eine ist also die Unterstützung aus dem Fonds des International Rescue and Relief Committee, das andere ist - was ich auch erst kürzlich erfahren habe, daß Marianne Laqueur daran beteiligt war - bei der Alija Beth, also bei der illegalen Einwanderung nach Palästina über die Türkei. Und das - bitte verzeihen Sie den Sprung -, aber das - denke ich - das ist ein Thema, worüber wir gerne etwas hören möchten.

Marianne Laqueur: Aber auch da muß ich als allererstes und vorneweg sagen, die Türkei war so anständig, wie sie sein konnte, in Bezug auf illegale Flüchtlinge. Es war schließlich so, daß der einzige Weg nach Israel/Palästina über Istanbul war, d.h. über die Türkei war, über den Bosphorus war, oder wenn die Leute mit dem Zug kamen, über Istanbul selber. Es wurde von den Behörden, von den türkischen Behörden wurde nichts verlangt, außer Geld natürlich, aber außer Offiziell, dem Visumsgeld, wurde nichts verlangt als eine Bestätigung, daß die Weiterfahrt, also entweder per Schiff oder ab und zu auch per Eisenbahn gesichert war. In dem Moment konnte jede offizielle und inoffizielle Organisation sehen, wie sie ihre Leute bis an die türkische Grenze kriegt. Also es gab natürlich die Jewish Agency, das war die offizielle Vertretung von Palästina, die also praktisch einen Botschafter hatte. Der gute Herr Barlas war angesehen als Botschafter von Palästina, schon während des Kriegs und erst recht nach dem Krieg. Und dann gab es noch eine ganze Reihe illegaler Organisationen, alles von Amerika finanziert, und es gab noch eine spezielle Finanzdirektion, die JDC [American Jewish Joint Distribution Committee], die tatsächlich, soweit es möglich, war die Gelder in die Türkei kommen ließ, um sie dann den illegalen Flüchtlingen auszuhändigen. Und was vor allem Dingen eben interessant war, daß wir - und mit mir meine ich genau die Gruppe, die hauptsächlich in Istanbul und teilweise auch in An-

kara war, - von Anfang an wußten. Wir bekamen eben Leute, die tatsächlich aus den KZ geflohen waren, Kindertransporte, wir bekamen dies und jenes, seit dem Jahr 42/43 wußten wir, daß es Konzentrationslager gibt und was darin passiert. Und ich muß noch eine kleine Geschichte anfügen: U.a. waren wir befreundet mit dem offiziellen Journalisten der New York Times, der in Ankara war und der das alles natürlich auch mitbekam. Einmal als wieder ein Kindertransport kam und wir die ganzen Geschichten hörten, ich mußte übersetzen, soweit das möglich war, ins Englische, die anderen taten das natürlich auch, oder Deutsch übersetzen, wie immer es kam, einmal ging ihm wirklich die Galle über. Da sagte er Journalismus hin und Journalismus her und schickte ein Telegramm zur Publikation an die New York Times, in dem er sozusagen sein Herz ausschüttete, schrieb, was wirklich passiert sei. Die Antwort der New York Times damals war: Es tut uns leid, wir können das nicht publizieren, our enemies are gentlemen.

Eugen Merzbacher: War das Sulzberger? Wie hieß er?

Marianne Laqueur: Nein, Levy.

Eugen Merzbacher: Aber da ist doch noch eine andere Seite. Da war doch das Schiff, das die Türken nicht durchgelassen, aus Rumänien.

Christiane Hoss: Der Untergang der Struma. Es ist widersprüchlich, es ist oft widersprüchlich gewesen die türkische Politik, aber was ich gerne wissen möchte, was haben Sie konkret gemacht? Übersetzt?

Marianne Laqueur: Hauptsächlich Deutsch - Englisch, Englisch - Deutsch und nebenbei noch getippt für den guten Chaim Barlas, der es eben auch brauchte.

Christiane Hoss: Ich denke, wir fangen jetzt mit der nächsten Runde an und dann gibt es eine Pause, wo sie untereinander und miteinander reden könne, zusammen ins Gespräch kommen und dann weitere Fragen auch noch beantwortet werden können. Wir wollten es nicht übertreiben mit dem, was hier vorne stattfindet.

Kindheit und Jugendjahre im Exil - Cornelius Bischoff, Marie Luise Bremer, Peter Eckstein, Dorothea Merzbacher und Karl Ernst Zimmer im Gespräch mit Sabine Hillebrecht

Sabine Hillebrecht: Im Zuge der Recherchen wurde uns relativ schnell klar, daß ja nicht nur die Prominenz und eben Erwachsene ins Exil gingen, sondern daß auch sehr viele Kinder mit ins Exil kamen. Wir haben insgesamt ca. 270 Kinder ausgezählt, also Kinder und Jugendliche, die mal länger, mal kürzer im türkischen Exil waren und ich möchte jetzt einige von ihnen hier aufs Podium bitten. Ich hab überlegt, die zu nehmen, die wir bislang wenig Gelegenheit hatten, zu interviewen. Das ist Herr Karl Ernst Zimmer, das ist Frau Dorothea Merzbacher, Herr Cornelius Bischoff, Frau Marie-Luise Bremer und Herr Peter Eckstein, und ich glaub damit haben wir jetzt leider alles ausgefüllt hier.

Sie waren alle noch im Kindesalter, welche Erinnerungen haben Sie an den Aufbruch aus Deutschland und die Überfahrt und an das Ankommen im fernen Land? Herr Zimmer, Sie sind erst in die Schweiz gegangen und von Schweiz aus dann?

Karl Ernst Zimmer: Ich kam mit meiner Mutter eine Woche vor Ausbruch des Krieges in die Türkei und mein Vater arbeitete dort schon seit 34 oder 35. Er war vorher schon ein paar Mal in der Türkei gewesen, also er hatte viele Kontakte dort. Und als er beschloß, Deutschland zu verlassen, hatte er keine Schwierigkeit, dort eine Arbeit zu finden. Ich fuhr eigentlich ziemlich ungerne in die Türkei mit meiner Mutter. Mir gefiel es in der Schweiz ganz gut und na ja wir blieben dann eine Woche im Hotel in Istanbul und fuhren dann mit dem Zug nach Ankara. Im Zug trafen wir Uta Gottfried und ihre Mutter, die uns von Frau Kudret erzählten. Und ich glaube kurz danach



Photo: Dorothee Iffland

beschlossen meine Eltern, daß sie sich mit Frau Kudret in Verbindung setzen würden und ich fing dann an mit zwölf Jahren bei Frau Kudret zu lernen und habe das ganze Gymnasial-Curriculum bei ihr absolviert.

Sabine Hillebrecht: Also auf die Schul-Situation kommen wir dann gleich noch konkreter zu sprechen. Frau Merzbacher, wie war für Sie die Überfahrt? Ich weiß gar nicht, ob es die Überfahrt war mit dem Schiff?

Dorothea Merzbacher: Nein mit dem Zug. Wir sind mit dem Orient-Express von München nach Istanbul gefahren und es war natürlich für mich als Elfjährige ziemlich aufregend. Es gab andauernd zu essen und in Budapest sind meine Eltern ausgestiegen, um eine Zigarette zu rauchen und ich hab furchtbar Angst gehabt, der Zug fährt ohne sie nur mit mir weiter. Der Eugen ist, glaube ich, auch ausgestiegen. Und dann in Istanbul kamen wir an und da fanden wir sofort Verwandte vor, denn Heilbronns sind mit uns verwandt, und die haben uns dort abgeholt und haben uns sehr betreut. Und wir wohnten einen ganzen Monat, glaube ich, in einer Pension bei einer Frau Ehrenstein, ja Laqueurs waren auch dort, zur gleichen Zeit, alle waren dort. Und da wohnten wir, dann kamen wir nach Ankara, und an sich dadurch, daß ich schon 1935 ausgewandert bin glaube ich kam mir das gar nicht so ungewöhnlich vor wie vielleicht anderen Kindern, weil das so früh war.

Sabine Hillebrecht: Also mich würde jetzt auch noch interessieren, wie Ihre Eltern das begründet haben? Sie wußten schon genau, wir kommen nicht wieder nach Hause zurück?

Dorothea Merzbacher: Ja, mein Vater war schon in Istanbul gewesen bevor wir hinfuhren und kam wieder nach Deutschland zurück, um uns abzuholen. Er wurde ein Jahr lang von seiner deutschen Firma in der Türkei noch angestellt. Er wurde erst nach einem Jahr von dem türki-

schen Halbmond übernommen sozusagen. Er hat ein Jahr für die Auer-Gesellschaft gearbeitet in der Türkei, als Fachmann.

Sabine Hillebrecht: Herr Bischoff, erzählen Sie doch kurz, wie Ihre Kontaktnahme mit der Türkei war, von Paris aus.

Cornelius Bischoff: Für mich war das ein Abenteuer. Hinzukommt, daß mein Vater schon viel von der Türkei erzählt hatte, denn er ist in den zwanziger Jahren als fremder Hamburger Zimmermannsgesell, er war in der Zunft, die nach Hitler verboten worden ist, ist er bis Istanbul bis in die Türkei getipelt sozusagen, nicht nur getipelt und auch gefahren, und ist bis Ankara gekommen und hatte schon oft von der Türkei erzählt. Auch von meiner Mutter, meine Mutter ist ja in Istanbul geboren, denn meine Großmutter war ja Sephardin. Für mich wars ein Abenteuer. Ich hatte außerdem wie gesagt 'Durchs wilde Kurdistan' auch schon gelesen und dachte nun, das finde ich da vor. Und dann kam hinzu, wir sind ja erst 1939 in die Türkei gekommen, das heißt über Paris, wo der Stein des Anstoßes - meine Großmutter - lebte, und über Paris nach Marseille. Das hatte glaube ich schon die IRO oder wie sie hieß - eine internationale Flüchtlingsorganisation - finanziert. Und von da sind wir dann nach Istanbul. Und da mein Vater auch sehr politisch tätig gewesen ist, es war 1939, sagte er schon, wir haben an Rückkehr noch gar nicht gedacht, denn es hieß, der Krieg beginnt bald. Und so war es dann auch. Ich bin wohl im Mai da hingekommen und im September war ja schon Kriegszustand. Wir hatten natürlich gedacht, der Krieg wird bald vorbei sein. Das war meines Vaters Ansicht, es war doch nicht sobald vorbei. Er glaubte übrigens, war fest davon überzeugt, daß Hitler den Krieg verliert, im Gegensatz zu vielen anderen. Und dann wollten wir wieder zurück, wir sind auch zurück, aber wesentlich später.

Marie-Luise Bremer: Ich war nun sieben Jahre, anderthalb Jahre zur Schule gegangen. Es war toll aus der Schule herauszukommen während der Schulzeit. Und dann haben wir noch zwei Wochen bei meinen Großeltern, den Eltern meiner Mutter gelebt in Rheinbreitbach am Rhein, und dann sind wir mit dem Zug, das war ein trauriger Abschied, so im Dezember nach Italien gefahren, um dann mit einem Schiff der Adriatica nach Izmir überzusetzen. Und da gab es einen kleinen Unfall, denn es war eisig in Triest und mit zehn Mark, die man ausführen durfte, konnte man nirgendwo was essen und wir hatten noch meinen fast zweijährigen kleinen Bruder dabei außer den meinen beiden älteren Geschwistern, die damals mitkamen, und meine Tante Elise Bremer, die auch noch mitkam, die bat, daß wir schon aufs Schiff dürften. Die haben etwas gezögert die Leute, haben uns aber draufgelassen. Und dann wurden wir jüngsten beiden früh ins Bett gesteckt und das war nicht gut, denn man hatte da mit Blausäure das Ungeziefer bekämpft in diesen Kabinen, so daß mein kleiner Bruder fast gestorben wäre. Das hatten dann Vorbeigehende gehört, daß ich gerufen habe, man hat uns rausgeholt und uns sehr lieb in eine Erste-Klasse-Kabine gesteckt, damit wir uns erholen. Aber das war danach sehr schön auf dem Schiff und wir konnten rumrennen und dann kamen wir in Izmir an, mußten nach Bornova, eine Kleinstadt in der Nähe von Izmir, wurden wir noch gefahren. Meine Eltern hatten übergangsweise ein großes Haus eines englischen Industriellen gemietet. Das stand für kurze Zeit leer, weil es renoviert werden mußte. Und das war für mich einfach märchenhaft. Meine Mutter sagte, ich hätte bloß gesagt, das ist ja wie im Märchen. Also dieses märchenhafte Abenteuer ist jetzt auch noch immer in meinem Bewußtsein.

Peter Eckstein: Ich erinnere mich sehr gut an die Fahrt von Düsseldorf nach Istanbul. Die Abfahrt war keineswegs aufregend. Meine besten Freunde waren meine Cousins und Cousinen in Düsseldorf. Und die fuhren nach England, also da hatte man nichts verloren, die fuhren dahin, wir fuhren dorthin. Und auf der Fahrt da hielten wir ewig in Sofia, weil der Zug war kaputtgegangen, ich glaub es waren die Bremsen. Und da waren wir einen Tag in Sofia auf der Station, und das waren sehr lange 24 Stunden. In Istanbul wurden wir auch nach Pera gelotst, in die Pension Ehrenstein. Jedenfalls da gab es Granatäpfel. Ich hatte noch nie Granatäpfel gegessen. Da spuckte man das aus. Spucken war eigentlich nicht erlaubt, aber in diesem Fall war es ein ganz großes Ereignis. Und dann kam der Abend, und dann hieß es, schnell, schnell, schnell, wir müssen rüber nach Moda, da kommt ein Sturm und das letzte Schiff fährt in zwanzig Minuten. Und



Photo: Dorothee Iffland

Karl Ernst Zimmer und Dorothea Merzbacher

da haben wir es gerade noch geschafft und die Überfahrt nach Moda war sehr bewegt. Das war das erste Mal, daß ich nicht seekrank fühlte. Dann kamen wir in Ankara den nächsten Morgen an, kamen in eine Wohnung und innerhalb ein oder zwei Stunden war Edzard Reuter in der Tür. Mein Vater hat gesagt, Edzard kommt, und wir haben eigentlich sehr gut zusammen gelebt und haben uns täglich gesehen, Jahre. Das war eigentlich keine große Sache. Ich bin mit meinen Brüdern und mit meiner Mutter gefahren. Mir war keineswegs bewußt, daß wir flohen. Das war einfach eine Fahrt. Ich war noch nicht acht Jahre alt, ich hatte eine sehr glückliche Zeit in der Schule, keine Verfolgung, keine unangenehmen Bemerkungen oder Aktivitäten, und mir war eigentlich gar nicht ganz bewußt, was losging.

Sabine Hillebrecht: Die vielen Personen, die dann nach Ankara kamen, die wir auch befragt haben, erzählen wie selbstverständlich: „und dann gingen wir ja zur Ku“, also zu Frau Kudret, „und hatten dort Privatunterricht“. Herr Zimmer, welche Erinnerung haben Sie an Frau Kudret?

Karl Ernst Zimmer: Ja also, wenn ich mich in meine Jugend zurück zu versetzen versuche, dann ist eben, das war alles so Routine, man ging eben da hin zu Frau Kudret und die anderen Kinder auch und ich war sowieso in der Schweiz in Privatschulen gewesen, also es kam mir nicht so ganz merkwürdig vor, daß ich da Privatunterricht hatte. Und damals fiel es mir auch nicht auf, daß das irgendwie außergewöhnlich war, daß eine Frau Physik, Mathematik, Französisch, Latein, Deutsche Literatur, Geschichte, Biologie, alles unterrichtete. Na ja, das tat sie eben. Und später wurde mir aber bewußt, daß das wirklich eine ganz außergewöhnliche Frau war. Und als ich nach Amerika kam 1946, war ich besser aufs College vorbereitet als die meisten amerikanischen Schüler, die in Amerika in einer High School gewesen waren. Nun möchte ich doch einen großen Sprung machen ins Jahr 1988, als ich Frau Kudret zum letzten Mal gesehen habe. Ich war damals in Ankara zu einem Linguisten-Kongreß und ich telefonierte mit ihr und sagte, könnte ich nicht einmal bei ihnen vorbeikommen, ich möchte sie doch gerne sehen. Und sie fragte, wie lange bist du noch hier, und ich sagte noch drei Tage noch. Und dann muß

sie sich ihren Terminkalender angeschaut haben und hat gesagt, ja also kannst du übermorgen um 7 oder halb 8 früh zu mir kommen. Sagte ich ja, natürlich. Sie sagte, ich stehe um 5 Uhr auf und mache Gartenarbeiten und um 8 Uhr kommen schon meine ersten Schüler. Sie unterrichtete damals noch Deutsch und Latein, gab Privatstunden. Damals war sie nicht mehr an der Deutschen Schule tätig. Und ich ging dann also um sieben oder halb acht zu ihr und wir unterhielten uns schön für eine halbe Stunde und dann sagte sie, ja jetzt muß ich leider auf Wiedersehen sagen, denn die Schüler kommen gleich.

Sabine Hillebrecht: Man muß dazu sagen, Frau Kudret war Jahrgang 1895, also wenn es 1988 war, kann jeder sich ausrechnen, in welchem Alter Frau Kudret in diesem Jahr war. Frau Merzbacher, Sie hatten auch einige Erfahrungen mit Frau Kudret?

Dorothea Merzbacher: Ja wie ich wegging von der Türkei, das war im Jahr 1945, da sagte Frau Kudret, jetzt geb ich's aber auf, jetzt singe ich nicht mehr weiter, ich hab jetzt genug, jetzt bin ich alt genug, jetzt brauch ich nicht mehr zu lehren, ich pensionier mich, und so ist das dann weitergegangen. Alle paar Jahre habe ich dann von jemandem gehört, sie unterrichtet diesen und sie unterrichtet jenen und in den 1980er Jahren, kam mal ein ganz junges Mädchen zu uns, und da fragte mein Mann, wo sind sie unterrichtet worden in der Türkei? Und da sagte sie, bei Frau Kudret. Also ich erinnere mich aber an sie als junge Frau. Sie war sehr elegant, hat sich immer ganz wunderbar angezogen. Das hat mir als jungem Mädchen ziemlich imponiert. Und dann das andere: Während der Kriegszeit, da gabs keine Schulbücher. Da hat sie sie alle selber geschrieben. Sie hatte immer irgendwelche gefunden, entweder ein französisches Buch oder ein englisches Buch, z.B. Agatha Christie, da hatte sie eine Kopie, und wie sie uns Englisch beibrachte, da hat sie es einfach getippt, ein Kapitel nach dem anderen und so haben wir Englisch gelernt von Agatha Christie. Da gibt es viele Sachen zu erzählen.

Sabine Hillebrecht: Erzählen Sie vielleicht noch von ihren Mitschülerinnen?

Dorothea Merzbacher: Ja, also eine zeitlang war KEZ [Karl Ernst Zimmer] Mitschüler, der Peter [Eckstein], der Edzard [Reuter], das sind Mitschüler gewesen. Aber dann gab es auch noch Mädchen, und die waren immer Ausländerinnen gewesen, ich bin nie mit deutschen Mädchen unterrichtet worden: zwei Schweizerinnen und eine Jugoslawin. Das waren meine Mitschülerinnen und vielleicht noch die Töchter von Meyer, die Lisl Meyer, die war manchmal noch dabei, und die Vroni [Veronika Gerngroß] doch noch ganz selten, denn die war ja viel älter. Aber die Klassen wurden immer so gemischt, je nachdem, was jemand wollte. Wenn man eben anfängt, Französisch zu lernen und man war 15, dann ist man mit einem Zwölfjährigen zusammengegangen, das war so, die wurden alle gemischt die Klassen.

Sabine Hillebrecht: Und wo fand der Unterricht genau statt?

Dorothea Merzbacher: Das Schulzimmer, daran erinnere ich mich noch gut. Das war ein hübsches Zimmer mit vielen Pflanzen, Zimmerlinden und so, und in der Mitte stand ein runder Tisch und da waren dann so Korbstühle, so altmodische, ringsum und je nachdem ich glaub, ich war nie mehr wie mit drei, vier Kindern zusammen. Da hatten wir dann zwei, drei Stunden am Tag Unterricht, nie länger, aber sehr viel Aufgaben hatten wir zu Hause zu machen. Also ich hab dort viel mehr gearbeitet als der Eugen wahrscheinlich in der Schule.

Karl Ernst Zimmer: Also als ich 1939 in die Türkei kam, da gingen wir noch zu Frau Kudret in ihre Wohnung zum Unterricht. Dann entweder schon das nächste Jahr oder ein Jahr nachher hatten irgendwelche türkischen Behörden von diesem Unterricht was gehört und jemand hatte beschlossen, daß es irgendwie nicht legal sei, daß sie Unterricht gibt. Und dann fing sie an sozusagen von Haus zu Haus zu gehen. Und die Klasse versammelte sich im Haus von irgendeiner Privatperson, sehr oft bei uns, denn wir waren am nächsten zu ihr, aber sie ging auch in andere Häuser, so daß zu dem Unterricht es noch dazu kam, daß sie sich dahin begeben mußte.

Sabine Hillebrecht: Herr Zimmer, Ihre Gruppe hatte teilweise auch bei jemand anderem Unterricht?

Karl Ernst Zimmer: Eine Zeitlang hatte sie dann überhaupt aufgehört zu unterrichten. Ich kann mich nicht erinnern, wie lang das war, sechs Monate oder so etwas, bevor sie dann anfang wieder Unterricht zu geben und zu uns zu kommen. Während der Zeit als der Kudret-Unterricht ausfiel sprangen verschiedenen Leute ein und ich hatte, was mir schon damals als Vergnügen schien und dann nachher als Ehre, Geographie-Unterricht von Ernst Reuter zusammen mit seinem Sohn. Ich kam nach Bahcelievler, wo sie wohnten, und Ernst Reuter gab uns dann Unterricht in Geographie.

Sabine Hillebrecht: Herr Eckstein, Sie waren kurze Zeit auch bei Frau Kudret?

Peter Eckstein: Ich bin ganz kurze Zeit, sie war eine großartige Lehrerin, aber paßte nicht in mein Lehrsystem, oder mein Lehrsystem paßte nicht in ihr Lehrsystem, und da beschlossen meine Eltern, mich nach Istanbul zum Robert College zu schicken, wo ich plötzlich viel besser lernte, ich lernte mit Freude, während bei Frau Kudret fand ich es immer sehr anstrengend. Ja, ich konnte eben mit KEZ [Karl Ernst Zimmer], mit Edzi [Edzard Reuter] nicht mithalten, während im Robert College konnte ich das. Und der einzige Nachteil war, daß 1945 hätte ich nach Amerika fahren sollen. Und da weigerte ich mich, ich wollte nicht nach Amerika, ich war auch noch nie in Amerika gewesen. Ich wollte nach England. Und dadurch verlor ich dann eben fast zwei Jahre Schule, da mußte ich dann die ganzen englischen Examen erst nachmachen und habe es nie bereut.

Sabine Hillebrecht: Es gibt ja diesen Ausspruch über Frau Kudret, sie wär wie eine Lehrmaschine gewesen, also nicht nur, daß sie alle möglichen Disziplinen sozusagen aus vollen Mengen lehren konnte, von einem Fach ins nächste wechseln konnte, es auch kaum Pausen zwischen den Unterrichtsstunden gab, weil sie immer gleich das nächste in Angriff nehmen wollte. Lag es vielleicht daran?

Peter Eckstein: Das war das, was eben nicht zu mir paßte.

Sabine Hillebrecht: Herr Bischoff, Sie haben auch eine Erinnerung an Frau Kudret?

Cornelius Bischoff: Ja, ich hab mit ihr ein Interview gemacht. Daß sie damals denunziert worden ist und nicht mehr unterrichten durfte: Sie wurde denunziert von Angehörigen der Deutschen Botschaft, das war der Hintergrund, das hat sie mir erzählt in diesem Film, den ich Ihnen gebracht habe. Und außerdem hat sie mir erzählt, sie habe Sprachen studiert und hat dann noch Mathematik studiert, aber nicht Pädagogik, also wahrscheinlich war sie insofern keine so gute Lehrerin, aber das Wissen hatte sie. Aber ich möchte noch auf eine Sache zurückkommen, jetzt nicht zu diesem Thema. Mit diesem Schiff Struma mit den jüdischen Flüchtlingen, die man nicht reingelassen hatte. Ich mußte dann unsere Aufenthaltsgenehmigung verlängern lassen und wir kannten einen Beamten. Und den habe ich dann gefragt. Er sagte zu mir: es ist doppelter politischer Druck. Und das sollten wir nicht vergessen. Einmal von den Nazis und zweitens von den Engländern, die die Juden in Palästina nicht haben wollten, die sie auch nicht in Amerika an Land ließen und deswegen wenn man die Türkei insofern kritisiert, dann sollten wir den Balken in unserem, nicht als den Splitter im Auge der Türken betrachten.

Sabine Hillebrecht: Sagen Sie noch kurz dazu, wann Sie dieses Interview mit Frau Kudret gemacht haben? Dieser Film läuft im Rahmen unserer Veranstaltungsreihe am 19. Januar.

Cornelius Bischoff: Jetzt bin ich wieder überfragt. Es war nicht lang vor ihrem Tode, und an dem Tag - das werden Sie auch sehen, war sie nicht ganz auf der Höhe, sie hatte gerade einen Überfall, man hatte sie niedergeschlagen - und es stand auch ein Gendarm vor ihrem Häus-

chen. Man hat den Täter nie gefunden, aber man nahm an, konnte es aber nicht nachweisen, daß es ihre Haushälterin gewesen ist, der sie das Haus vermacht hatte, die sie immer gepflegt hat und nun wollte sie wahrscheinlich ein bißchen nachhelfen. Aber man hat den Täter nie gefunden. Und sie war noch nicht so gut beisammen, das werden Sie bei dem Interview auch sehen. Aber als ich nach dem Interview mit ihr über meinen Job redete, also Literatur und Sprache, da wurde sie auf einmal wieder hellwach. Also sie ist eine sehr, sehr kluge Frau gewesen. Ich habe selten mit jemandem ein so tiefeschürfendes Gespräch über Übersetzungen und Konnotation geführt, obwohl das auch nicht wieder ihr Metier war. Aber so genau weiß ich das nicht mehr, aber kurz vor ihrem Tode muß es gewesen sein, also Anfang der neunziger Jahre.

Sabine Hillebrecht: Frau van Ess [Marie Luise Bremer], Sie haben mit Frau Kudret keine großen Erfahrungen gemacht. Erzählen Sie, wie Ihre Schulsituation in der Türkei war, also zunächst in Izmir und dann in Ankara.

Marie-Luise Bremer: Also in Bornova bei Izmir gab es schließlich keine Frau Kudret, ich bekam also von einem türkischen Grundschullehrer ein halbes Jahr lang Türkischunterricht, konnte gar nichts sprechen. Es muß aber doch gefruchtet haben, denn wie ich dann im Herbst in die Schule kam, habe ich fast sofort sprechen können. Ich konnte dem Unterricht folgen und man hatte mich vorsichtshalber in die erste Klasse wieder eingestuft. Ich hab die zweite dann übersprungen. Und wie wir dann nach Ankara kamen, da war unsere Situation finanziell etwas prekärer geworden und ich bin einfach weiter in die türkische Grundschule gegangen, viertes, fünftes Schuljahr und hab dann eben das Handelslyceum von Ankara absolviert, um dann anschließend noch das reguläre Abitur an dem Mädchenlyceum von Ankara nachzuholen. Und während dieser Zeit, wie ich eben nicht mehr Schule hatte und aber auch noch nicht studieren konnte, habe ich ein Jahr lang Latein bei Frau Kudret gemacht. Und das war nun ein wirklicher Intensiv-Kurs, bei dem ich wirklich viel gelernt habe. Und es war sehr schön. An sich hat es mir viel Freude gemacht. Damals hab ich es einfach gemacht, weil ich Latein lernen wollte und es hat mir furchtbar geholfen. Wie ich dann in Deutschland studierte, mußte ich das Latinum nachmachen, und ich hab nur ein Semester noch dann Unterricht gehabt und das Latinum, wenn auch ziemlich knapp, aber ich habs geschafft.

Sabine Hillebrecht: Sie hatten Einzelunterricht bei Frau Kudret?

Marie-Luise Bremer: Nein, es waren noch dabei Brigitte Kleinsorge und Michele Zuckmayer.

Sabine Hillebrecht: Erzählen Sie noch kurz, Frau van Ess [Marie Luise Bremer], wie war die Situation der Freundschaften. Ich glaub das unterscheidet sich durch Ihre Schulsituation auch etwas von denjenigen, die bei Frau Kudret waren. Bei Frau Kudret lag es nahe, daß eben die Mitschüler, also Emigranten unter einander befreundet waren. Wie war es bei Ihnen, Sie gingen ja nun zur türkischen Schule?

Marie-Luise Bremer: Ja ich hatte natürlich in Izmir gar keine deutschen Bekannten und in Ankara stand ich im Grunde genommen immer ein bißchen außerhalb, das ist klar, mußte ja so kommen, man war den ganzen Tag in dieser türkischen Schule, vier Stunden vormittags, zwei Stunden nachmittags, viele Hausaufgaben. Man hatte nicht viel Zeit, Kontakte zu kriegen. Die Ferien waren sehr lang. Wir sind bei Rohdes gewesen. Die hatten anfangs kurze Zeit ein Sommerhaus, da hatten wir sie besucht. Näher bekannt geworden mit Silvia Rohde bin ich dann später in der Oberschule.

Sabine Hillebrecht: Ja, also wir haben jetzt schon gehört, in Istanbul gab es das Robert College. Eine Alternative dazu war das St.-Georgs-Kolleg, Herr Bischoff.

Cornelius Bischoff: Ja, das ist eine österreichische Schule, und ich war da in einem Internat und nicht in der sogenannten deutschen Schule, wir nannten sie 'Bürger-Schule', weil in der 'Bürger-Schule' hatten jüdische Kinder unter Antisemitismus zu leiden, was ich so gehört habe,



Photo: Dorothee Ifland

Sabine Hillebrecht befragt Cornelius Bischoff, Marie-Luise Bremer und Peter Eckstein

allerdings nur vom Hörensagen. In dieser österreichischen Schule, die übrigens von Priestern und Geistlichen geleitet wurde, gab es so etwas nicht. Wir hatten auch sehr viele jüdische Mitschüler. Fast ein Drittel waren jüdische Mitschüler, auch Armenier, Griechen, Kurden, Türken, es war ein Völkergemisch. Es ist ein sehr gutes Internat gewesen. Allerdings nur die Mittelschule habe ich da besucht. Dann, als wir interniert wurden, wurde die österreichische Schule mit der deutschen Schule auch geschlossen, sozusagen als feindliche Schule, als die Türkei dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hat. Also ich hab da eigentlich gute Erinnerungen. Ich hab da auch Freundschaften geschlossen, auch mit türkischen Mitschülern, die sich ein ganzes Leben durchgehalten haben, u.a. mit Orhan Pekker, dem berühmten türkischen Maler, der jetzt leider schon verstorben ist. Diese ausländischen Schulen waren ja so eine Art Eliteschulen, es waren meistens so Kinder großbürgerlicher Eltern, auch wenn sie aus Anatolien kamen, reiche Kaufleute, die dann anschließend, auch das American College, die diese Schulen absolvierten, die haben nachher dann im Leben auch eine entsprechende Karriere gemacht. Es waren praktisch so Karriereschmieden.

Sabine Hillebrecht: Die dann auch bezahlt werden mußten?

Cornelius Bischoff: Ja, die mußten bezahlt werden, und nicht zu knapp, die waren teuer.

Sabine Hillebrecht: Herr Bischoff, Sie waren ja auch interniert in Corum. Wie muß man sich jetzt während dieser Zeit Ihre Schulsituation vorstellen? Ich frag mal ganz naiv: Wo haben Sie Unterricht bekommen?

Cornelius Bischoff: Leider wurden auch einige Lehrer interniert. Aber ich hatte mir schon überlegt, Französisch zu lernen, weil ich dann auf die französische Schule - St. Michel - wollte. Und dann habe ich in Corum - auch einige Lehrer waren aus unserer St.-Georgs-Schule, Pater Brosinski war da, der hat meistens, Religionsunterricht war für ihn wichtiger als andere Fächer, und

Biologie hat er dann auch immer, er war unser Biologie-Lehrer -, und dann habe ich bei Traugott Fuchs, auch ein Emigrant, bei dem habe ich Zeichen-Unterricht gehabt. Und das habe ich allerdings freiwillig, das machte mir Spaß. Und Französisch, weil ich in die französische Schule wollte. Und das habe ich dann auch so gut gelernt während der Internierung, daß ich ohne Vorbereitungsklasse in das St.-Michel-Gymnasium übernommen wurde. Ich brauchte dann nicht noch ein weiteres Jahr verlieren. Ich bin übrigens früher aus der Internierung entlassen worden als die andern Emigranten, weil ich ein Gesuch gerichtet hatte, daß die Schulen wieder eröffnet würden und ich noch ein Jahr verlieren würde und da ich Verwandte hätte in Istanbul, ob man mich nicht entlassen könnte. Und da bekam ich von, das war damals Ali Hassan Gücel, bekam ich eine Erlaubnis, aus der Internierung entlassen zu werden. Die in Corum Internierten brachten mich alle zum Bus. Einige Jungs, die sagten, wieso kannst Du weg und wir nicht? Es waren ja mehrere Kinder da. Ich sagte, ihr hättet ja auch ein Gesuch schreiben können. Na ja, jedenfalls, so locker wurde das damals da in der Türkei mit der Internierung gehandhabt und dann bin ich nach Istanbul und bin dann in das St.-Michel, in die französische Schule. Wieder so eine gemischte mit sehr viel verschiedenen Schülern. Das damalige Istanbul war ja ein 'Völkergemisch', ein schönes Istanbul und die Einwohnerzahl das waren 800.000. Und wer nach Anatolien fuhr oder da ans Mittelmeer nach Antalya, das waren wahrscheinlich Verrückte oder Ausländer. Man machte seinen Sommerurlaub in Istanbul, auf den Inseln, in Fiorya, eine paradiesische Stadt und das Wasser war sauber.

Sabine Hillebrecht: Die anderen hier jetzt auf dem Podium Sitzenden waren nicht interniert. Mich würde interessieren, wie Sie diese Zeit wahrgenommen haben? Haben Sie Erinnerungen an ejne Stimmung des Krieges und der Bedrohung? Wie haben Sie diese Zeit nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Türkei zu Deutschland in Erinnerung? Frau Merzbacher vielleicht, denn Sie sind ja auch - zu Besuch - nach Kirsehir gefahren.

Dorothea Merzbacher: Ich war ja nun schon älter. Ich bin inzwischen in das Ismet Pasa Kiz Enstitüsü gegangen, um das einzige Fach zu lernen, wo man damals sagte, das sei noch erlaubt, das ist ein Beruf, den man noch ausüben könnte. Das war Modistin, also Hutmacherin. Und da habe ich mir halt gedacht, na wenn ich also gar nichts anderes lerne, dann geh ich eben da hin und lern das. Und da habe ich die türkische Mittelschule absolviert. Allerdings bin ich gar nicht hingegangen, bin nur zum Examen gegangen. Der Eugen hat mir, glaube ich, geholfen und ein Kollege von meinem Vater hat mir Chemie gelehrt. Das konnte Frau Kudret nicht, das war das einzige Fach, das sie nicht lehren wollte. Und da hab ich das Mittelschul-Examen gemacht und bin dann auf das Enstitüsü gegangen, drei Jahre lang, und dann waren die Leute erst in Kirsehir. Also zu der Zeit war ich schon vollkommen erwachsen, konnte aber nicht arbeiten. Denn wie ich gerade das Examen in dem Enstitüsü und wo ich eigentlich Volksschullehrerin hätte werden können in der Türkei, haben sie das verboten. Und so konnte ich überhaupt nicht arbeiten. Ich habe dann für die anderen Emigranten manchmal ein bißchen die Säume von den Kleidern kürzer gemacht und hab meistens eigentlich nur am Radio Englisch gelernt. Ich hab dann immer BBC gehört und mir selbst Englisch besser beigebracht. Und hatte auch schon viele englische Freunde, und ich hab dann einen Schotten geheiratet. An sich, von der Zeit weiß ich vielleicht nur sechs Monate, denn wir sind dann nach Schottland 1945.

Sabine Hillebrecht: Und die Besuche in Kirsehir?

Dorothea Merzbacher: Ja ich hab mich sogar dort verlobt mit meinem Mann, der hat sich auch sehr für die Leute interessiert, denn dort waren viele Freunde von uns. Und so sind wir dann mal mit Erna Eckstein und einmal mit meiner Mutter zwei Mal in Kirsehir gewesen und haben vor allem Gisela Zuckmayer und Michele besucht, und auch viele andere, die dort waren, Rubens, und wir waren da paar Tage zu Besuch. Und da waren schon so manche merkwürdigen Geschichten, Parties und so. Einmal waren wir bei einem Deutschen eingeladen, daran erinnere ich mich, den ich immer als Nazi angesehen hatte, aber der war in Kirsehir interniert: Herr von-Aulock. Und der hat so gewohnt, wie ich mir so in Deutschland das vorgestellt habe im Gutsbesitz, also der hatte die Hirsche an der Wand und der hatte einen Diener in weißer Jacke und ein

feines Haus. Der hatte eben sein Geld. Wenn man Geld hatte konnte man schön in Kirsehir wohnen. Aber der Gerhard hat dazu was zu sagen.

Gerhard Ruben: Er war ein Direktor der Deutschen Bank und seine Hauptbeschäftigung war, auf die Jagd zu gehen.

Eugen Merzbacher: Es wurde behauptet, er hätte eine Truhe Gold.

Wolfgang Ruben: Aber man muß ergänzen, die Beute hat er dann nicht selbst gegessen, die hat er verteilt, da gabs dann zu Weihnachten Karnickel oder sonstwas. Da war er sehr sozial eingestellt, der Baron von der lockenden Au.

Sabine Hillebrecht: Ich komm noch kurz auf die Frage zurück, bevor wir dann auch jetzt Fragen aus dem Publikum oder auch Ergänzungen aufnehmen können. Herr Zimmer, erinnern Sie sich an eine Stimmung des Krieges, der Bedrohung in diesen Jahren 1944/1945?

Karl Ernst Zimmer: Nun, nicht direkt. Bedrohung wäre eher früher gewesen, als noch eine Möglichkeit bestand, daß die Deutschen eben noch weiter nach Osten drängen würden. 1944 war es ja ziemlich offenbar, daß die deutsche Expansion nicht weiter gehen würde und ich kann mich nicht erinnern, daß meine Familie Angst hatte, interniert zu werden. Mein Vater war gut mit dem Direktor seines Instituts befreundet, und der hat verlangt, daß man ihn in Ankara lassen sollte. Im Rückblick finde ich, daß ich mir eigentlich mehr Sorgen um meine Freunde und ihre Familien hätte machen sollen, die da in Kirsehir waren. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß das für mich ein sehr aktuelles Problem war, also im Rückblick.

Sabine Hillebrecht: Und der Unterricht bei Frau Kudret lief ja auch uneingeschränkt weiter in dieser Zeit.

Klaus Eckstein: Ich glaub die Gefahr bei dem Fall von Tobruk war viel größer und ich weiß, daß meine Eltern einen Rucksack kauften bei dem Fall von Tobruk. Die dachten, den Rucksack machen wir voller Essen und dann gehen wir zu Fuß an die syrische Grenze und sowas. Also alles so ein bißchen gespinnt. Aber damals fürchtete man eine Invasion der Türkei von deutscher Seite. Ich weiß nicht wie lang das gedauert hat, nicht sehr lange. Den Rucksack hatten wir noch Jahre, unbenutzt.

Sabine Hillebrecht: Also so ein Nähen von Verdunklungsvorhängen und so was alles wirkte sich dagegen nicht so stark aus?

Dorothea Merzbacher: Das war sehr kurz die Verdunklung, ganz kurz. Da gabs keinen Kaffee eine zeitlang, Brottrationen, keinen Zucker.

Sabine Hillebrecht: Also ich glaub, wir können an dieser Stelle die Diskussion noch weiter öffnen. Wenn es noch weitere Fragen zu diesem ganzen Komplex geben sollte oder Ergänzungen, so sind Sie hiermit aufgefordert, dies zu tun.

Gerhard Ruben: Ich wollte noch etwas ergänzen zu dieser ganzen Kriegssituation, das ist so eine Kleinigkeit, die mich aber sehr stark beeindruckt hat. Wir waren ja an sich legal rausgegangen. Und irgendwann bekam ich auch mal so eine Aufforderung von der Botschaft, nicht zur Stellung, aber mich zu melden für den Kriegseinsatz. Daraufhin passierte folgendes: Eines Tages steckte unter unserer Haustür eine kleine Illustrierte auf deutsch, die war in Moskau gedruckt, vom Nationalkomitee Freies Deutschland. Das war eine Illustrierte, die wurde an sich an der Front verteilt. Und diese Illustrierte hat jemand monatelang immer unter unsere Tür geschoben. Ich habe nie erfahren wer, ich habe nicht mal erfahren, woher die das wußten, ja, wir haben darüber auch nicht geredet, so ein blödes Papier. Es zeigt aber, daß da sich vieles tat, was man gar nicht wußte. Es war natürlich klar, daß die Türkei ein Zentrum der Spionage von allen Him-

melsrichtungen war. Es gab ja auch den berühmten Fall des persönlichen Dieners des englischen Botschafters, der zur Deutschen Botschaft lief, wie wir es in Deutschland später erfuhren. Aber wir wußten natürlich, daß alles Mögliche da lief, man mußte vorsichtig sein. Das erste, was ich lernte war, am Telefon nie etwas sagen, was wirklich wichtig ist. Ich habe Telefonieren erst später gelernt, aber es charakterisiert ein bißchen die Situation.

Publikum: Ich wollte mal kurz auf die heutige Situation, bzw. die Nach-Exil-Situation eingehen. Denn es ist ja bekannt: Das Exil in der Türkei spielte in der Wahrnehmung in Westdeutschland keine große Rolle, in Ostdeutschland war es ideologisiert mit dieser Ost-West-Emigration. Wie war das, als Sie wieder zurückgekommen sind? War das ein totes Thema oder hat das Sie beschäftigt, daß von diesem Thema hier in Deutschland eigentlich erst jetzt so oder sagen wir mal zeitigstens nach fünfzig Jahren ist das überhaupt erst als Thema wahrgenommen worden?

Marie-Luise Bremer: Uns hat man schon mal auf der Straße angesprochen und gesagt, wozu sind sie nach Deutschland zurückgekommen.

Sabine Hillebrecht: Können Sie sich erinnern, wann das ungefähr war?

Marie-Luise Bremer: Das war so Anfang der fünfziger Jahre. Wir sind 1951 zurückgekommen, und das war im Rheinland noch, das war ziemlich früh, so 1952 herum.

Gerhard Ruben: Zwei ganz verschiedene Punkte dabei. Ein Handwerksmeister erklärte glattweg meinem Vater, als Emigranten wart ihr ja Vaterlandsverräter. Eine Ärztin sagte, ihr ward Emigranten, d.h. ihr wart feige, ihr seid einfach weggegangen. Mehr hat sie dabei nicht gesehen. Und für uns selber war das eine etwas schwierige Sache. Wir [die Familie Ruben] waren ja in der DDR. Wir fielen unter die sogenannte West-Emigration, die also politisch etwas suspekt war. Das heißt also, wir wurden zunächst beobachtet und erst nach vielen Jahren merkte man, daß wir sozusagen als normale Bürger galten. Das wirkte sich im Berufsleben eigentlich wenig aus. Aber es spielte eine Rolle für Fragen der politischen Einschätzung. Ich war da mal in Moskau, da wurde ich gefragt, warum ich nicht in der Partei wäre. Als ich sagte, wir gelten als West-Emigranten dann darf ich nicht eintreten, da war man ziemlich verblüfft. Da sah man das damals anders, aber das waren eben auch Kollegen.

Eugen Merzbacher: Meine Schwester hat etwas ausgelassen. Ganz überraschend, man kann es kaum glauben. Wir sind 1935 in die Türkei gegangen, mit dem Orient-Express, wie sie erzählt hat. Und im Sommer 1936, ein Jahr später, sind wir nach Deutschland zurückgefahren, auf Ferien. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Es war um meinen Großvater zu besuchen vor allem. Der ist dann auch kurze Zeit danach gestorben. Und der Gedanke war, daß 1936 die Olympiade war in Berlin und daß es deswegen sicher war, daß wir nicht in großer Gefahr waren. Und das war auch so. Außerdem hatten die Nazis alles was wir besessen haben und in Deutschland gelassen haben schon konfisziert, aber mein Vater hatte noch ein Bankguthaben und man durfte jeden Tag 100 Reichsmark abheben. Und das hat er auch getan, und so viel wie möglich, jeden Tag etwas geholt und etwas gekauft. Und ich habe immer noch die 1935 Leica aus der Zeit. So wurde das angelegt. Und dann auf dem Schiff zurück von Venedig nach Istanbul waren wir mit Eduard Zuckmayer und Dankwart Rüstow zusammen. Sie kamen von der Odenwaldschule nach der Türkei auf dieser Fahrt. Das war das letzte Mal, daß ich in Deutschland war bis 1950.

Publikum: Ich habe noch eine Frage zu der Schulsituation. Diese vielzitierte Frau Kudret, deren Unterricht war ja sozusagen fast illegal, also nicht staatlich konzessioniert. Wenn man die Herrschaften dort vorne alle sieht und von ihnen weiß, dann haben sie ja fast alle akademische Berufe. Wie ist man von dieser Schule - hat man da vor irgendwelchen staatlichen Stellen Prüfungen gemacht - wie ist man von dieser privaten Ausbildung auch bei Eltern anderer Emigrantenkinder dann sozusagen in das offizielle Universitätsleben irgendwie hinein gekommen? Das würde mich interessieren.

Sabine Hillebrecht: Herr Zimmer, Ihnen habe ich auch einmal eine entsprechende e-mail geschrieben mit der Frage, wo haben Sie eigentlich Abitur gemacht?

Karl Ernst Zimmer: Die Antwort war: Ich habe nie ein Abitur gemacht, bin aber doch Professor geworden. Daraus ergibt sich eben, daß man das Abitur nicht braucht, jedenfalls nicht in Amerika. Nein, also in Amerika gibt es ja so etwas wie ein Abitur nicht. Man muß für die meisten Colleges einen Test absolvieren, und darauf war ich offenbar ganz gut vorbereitet. Ich hatte keine Schwierigkeiten, ich kam ins College an der University of Chicago und hab dann schließlich meinen Doktor an der Columbia Universität in New York gemacht.

Wolfgang Ruben: Wir sind ja 1947 aus der Türkei weg, da hatte ich meine zehnte Klasse bei Frau Kudret quasi absolviert. Wir sind allerdings dann nicht nach Deutschland, sondern erst einmal nach Chile. Dort bin ich dann im April in die so genannte Deutsche Schule von Valparaiso rein und habe dann im Dezember dort ein reichsgültiges Abitur nach allen Regeln der Kunst mit Fremdsprachen Latein, Englisch, Französisch und Spanisch absolviert. Also das ging alles.

Silvia Rohde: Ich kam 1949 nach Berlin mit einem Zettel, den Frau Kudret getippt hatte, mit ihrer Unterschrift, ohne Stempel, ohne Stempelmarke, und da stand eben drin, daß ich eben von 1937 bis 1949 bei ihr nach deutschen Lehrplänen unterrichtet worden sei. Damit bin ich auf das Schulamt Zehlendorf gegangen, also wir kamen nach Berlin. Und die schluckten drei Mal und sagten, also mit so was können wir gar nichts anfangen. Und dann war da noch ein Beamter im Hintergrund und der sagte, ach wissen sie was, gehen Sie mal auf die Gertraudenschule, da ist die Frau Robe Oberin, damals Direktorin. Ja das tat ich dann und die sagte, ja das ist ja sehr schön, gehen sie doch mal in die zwölfte Klasse, wir nehmen sie probeweise auf und dann werden wir ja sehen, ob sie mitkommen. Und die hatte Deutschunterricht in der zwölften Klasse. Und da mußten wir einen Aufsatz schreiben, so nach einem Vierteljahr, einen Lebenslauf. Und da schrieb ich dann: ja und dann bin ich in die zwölfte Klasse probeweise aufgenommen worden. Dann kriegte ich den Aufsatz zurück, das Wort probeweise war rot durchgestrichen. Damit war alles gelaufen, konnte ich das Abitur machen.

Dorothea Merzbacher: Ich möchte noch sagen, daß man in England mit 24 Jahren Student ist und keinerlei Abitur oder etwas braucht, um zu studieren. Und so hab ich dann Sozialarbeit studiert in England und dann später noch ein Geschichtsstudium gemacht an der Open University, wo auch Frau Kudrets Zeugnis genug dazu war. Mit 24 Jahren können Sie in England studieren, was sie wollen.

Sabine Hillebrecht: Aber um noch einmal auf Ihre Frage zurückzukommen: Frau Kudret konnte tatsächlich nicht selbst Prüfungen abnehmen. Dazu mußten dann die Schüler nach Istanbul fahren und dort wurde an der Deutschen Schule ein externes Abitur abgelegt, also zum Beispiel Veronika Gerngroß hat dort ihr Abitur abgelegt. Ich weiß gar nicht, ob hier einer noch drunter ist von den Emigranten, der auch in Istanbul an der Deutschen Schule extern das Abitur abgelegt hat, ab 1944 war das natürlich nicht mehr möglich. Mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland gab es diesen Weg nicht mehr und deswegen war es so, daß viele, die unmittelbar vor dem Abitur standen, das Abitur nicht mehr dort machen konnten, die hatten dadurch einen Zeitverlust. Ist jemand davon hier? Nein, nicht.

Klaus Eckstein: Frau Kudret war eine ganz außergewöhnliche Lehrerin, ich bewundere es immer mehr, ich war selber Lehrer, also weiß ich, um was es geht. Aber als Antwort auf die Frage, wenn man Frau Kudret einen Lehrplan vorlegte, hat sie diesen Lehrplan entsprechend unterrichtet. Sie hat zum Beispiel die Kinder des Schweizerischen Botschafters auf das Schweizerische Abitur vorbereitet. Mich hat sie vorbereitet, nicht auf das Abitur, dafür war ich zu jung, aber zur Aufnahme in die englische Schule, und zwar so gut, daß ich zwei Jahre an der Schule so gut wie gar nichts gearbeitet habe und trotzdem einer der besten war in den Prüfungen zu Ende des zweiten Schuljahres dort. Ich glaube, es gab eine Anzahl andere Diplomatenkinder und auch

Kinder von Emigranten, die in anderen Ländern, Frankreich z.B. nach dem Krieg, ihren Schulabschluß gemacht haben und die wurden jedes Mal von Frau Kudret entsprechend unterrichtet. Also den Abschluß mußte man an einer offiziellen Schule machen, ob das nun die deutsche Schule, die amerikanische Schule, die englische Schule in Istanbul war. Ich glaube für die englische Schule hat sie auch schon jemand vorbereitet. Wenn sie wußte, was verlangt wird, hat sie entsprechend unterrichtet.

Friedburg Rüstow: Dankwart und Maria, meine beiden Geschwister, wir kamen, nachdem die Gestapo bei uns Hausdurchsuchung gehalten hatte und mein Vater infolgedessen auch flüchten mußte und dann in Istanbul die Professur schließlich bekam, wir wurden in einem Internat untergebracht und galten irgendwie als Kinder von Auslandsdeutschen. Mit elf Jahren sagten meine Eltern, da waren sie sich beide einig, obwohl sie inzwischen geschieden waren, ich sollte Jungmädels werden, ich sollte in die Hitlerjugend gehen, wir alle drei gingen in die Hitlerjugend. Unsere Eltern meinten, es wär schon schlimm genug, wenn sie verfolgt werden, aber die Kinder sollten einen normalen Weg gehen. Ja, so zwiespältig ist das gewesen. Wir wußten sehr gut, seitdem die Gestapo da war spätestens, wir wußten sehr wohl um politische Dinge Bescheid und wußten, daß wir den Mund zu halten hatten, daß wir nicht zu reden hatten wenn irgendwas. Wir hatten den Namen des Vaters noch nicht mal zu erwähnen. Auf der anderen Seite fand ich BDM, ich hatte zum ersten Mal was für mich persönlich angeschafft worden war, was mir paßte, und ich marschierte gerne und fand das alles sehr kindlich. Mich würde nun interessieren, haben diese Kinder von den Emigrantenfamilien, haben die auch so einen Zwiespalt erlebt? Es war absolut schizophren wie wir aufgewachsen sind.

Dorothea Merzbacher: Ich erinnere mich als kleines Kind, wie wir noch in Oranienburg waren, daß es mir sehr unangenehm war, daß ich nicht beim BDM sein konnte, denn wir waren nur drei jüdische Kinder in der ganzen Schule in Oranienburg. Wir waren sehr, sehr wenige und alle meine Freunde und Freundinnen waren in der Hitlerjugend und BDM. Aber ich hab genau wie Sie, wir wußten genau Bescheid, was politisch vor sich geht. Wir hätten es sowieso nicht können, wir waren die Juden, aber oft hat mich das sehr bedrückt, glaube ich, als Kind.

Friedburg Rüstow: Mir fällt gerade noch ein, daß ich hörte, daß Hitler so schlimm ist und was da alles vor sich ging mit KZ's und Enteignung. Wir wußten ungeheuer viel, möchte ich schon sagen. Und ich hatte immer das Gefühl, das kann dieser Mann doch gar nicht machen, der weiß irgendwie nicht Bescheid. Und wenn das so bleibt, dann versuch ich ihn zu heiraten, damit er wenigstens eine vernünftige Frau kriegt.

Cornelius Bischoff: Das sind wir eigentlich alle in der Zeit. Ich kann mich auch erinnern, daß ich mich immer wunderte, wieso ich noch nicht in der HJ war. Ich war begeisterter Hitler-Anhänger. Das muß man sich mal so vorstellen. Abgesehen davon, wußte ich ja von meiner jüdischen Großmutter nicht. Mein Vater hat mich dann in Istanbul geheilt. Wie gesagt, wir wurden immer rausgeschickt, wenn da unterhalten wurde. Er hat mich in Istanbul dann geheilt: Er hat gesagt, wenn Du einen Juden umbringen willst, fang bei deiner heißgeliebten Großmutter an. Das war dann mein Schock. Wer diese Zeit so erlebt hat, wie man getrimmt wurde, unser Lehrer kam in SA-Uniform in die Klasse und wir waren zackig, Heil Hitler und ich war einer der Zackigsten. Ich sollte sogar auf eine Sonderschule geschickt werden, weil ich der Sohn eines Handwerkers war, ein guter Sportler war. Da muß man sich das Entsetzen meines Vaters mal vorstellen. Ich hab auch so einen guten Aufsatz geschrieben, das ist auch ein Erlebnis. Und da hat mir Papa Windel, so nannten wir unseren SA-Lehrer, er bat mich den Aufsatz wieder in die Schule zu bringen, weil in Berlin die wollten ihn lesen. Da hat er das wahrscheinlich dahin berichtet. Ich brachte auch gleich das Heft in die Schule und bekam gleich was mit dem Rohrstock, denn der Aufsatz war nicht mehr drin. Ich hab meinen Vater nie danach gefragt, er lebt ja nicht mehr, er hat ihn wahrscheinlich, als ich ihm das erzählte, den Aufsatz da raus genommen vor lauter Entsetzen.

Sabine Hillebrecht: Interessant an der Stelle ist vielleicht auch, weil es nicht alle wissen, daß es auch in der Türkei eine HJ gab und einen Bund Deutscher Mädels. Die meisten hatten aber -

nach den Interviews, die ich nun geführt habe - nichts mit diesen Personen zu tun. Es gab nur einen Schnittpunkt, eine Schnittstelle in Ankara, wo es so ein Zusammentreffen zwischen Emigranten-Kindern und der Kinder der Reichsdeutschen, der sogenannten 'Kolonie A', gab, das war der Gymnastik-Unterricht bei Frau Marga Birsen, wo Mädchen zusammenkamen, um Sport oder Ballett zu machen, zusammen zu turnen und da war es dann nicht so sehr wichtig, welchen Hintergrund sie hatten. Ansonsten, war mein Eindruck eher der, daß es doch recht strikt getrennt wurde.

Friedburg Rüstow: Ich brachte auch eine Überweisung mit von meiner BDM-Gruppe nach Istanbul. Und wie ich das meinem Vater offerierte und sagte ich melde mich jetzt in der Gruppe an, da sagte mein Vater sehr ernst, das ist das Letzte, was du tust.

Sabine Hillebrecht: Ja, also ich glaube, wir machen hier an dieser Stellen einen Punkt, wenn es jetzt nicht noch ganz wichtige weitere Ergänzungen oder Fragen gibt. Wir würden eine Pause machen, um dann anschließend in die letzte Runde zu gehen.

Heinz Wegner: Mein Name ist Heinz Wegner und ich möchte gerne mit meinem Beitrag noch eine andere Farbe hinzufügen. Und zwar habe ich einen Großonkel, das ist der Bruder meines Großvaters, der auch in die Türkei emigrieren mußte, seiner Frau wegen. Und ich habe von der heutigen Veranstaltung durch die Berliner Zeitung erfahren. Und als ich die siebenhundert Namen hier vor mir so durchsah, hat es mich doch sehr gerührt, daß der Name meines Großonkels auch darunter ist, nämlich Adolf Winkler und seiner Frau Ilse Winkler, derentwegen er emigrieren mußte. Und mein Großonkel Winkler war Musiker, Konzertmeister, ein angesehener Konzertmeister in München und ich bin noch im Besitz der Antworten auf seine Gesuche, seine Stellung behalten zu dürfen. Die sind alle abschlägig beantwortet worden, also die Gesuche, aber in einem sehr höflichen Ton liest man diese Briefe, spricht eigentlich ein Bedauern aus ihnen, daß man solche Leute hat gehen lassen müssen. Und mein Onkel ist dann in Ankara gewesen und hat mit Hindemith musiziert. Und ich bin noch im Besitz eines Programms, das wurde gesendet im Rundfunk Ankara, da spielte er als Solist mit Hindemith, der war ja Bratschist, mein Onkel war Geiger, die konzertante Symphonie von Mozart. Und dieses Programm ist mir natürlich ein sehr wertvolles Dokument. Und diese Zusammenhänge haben mich dazu bewogen, hier heute daran teilzunehmen und mein Wissen um diese ganzen Dinge zu bereichern. Herzlichen Dank.

Begegnungen mit der türkischen Kultur und Gesellschaft - Silvia Rohde, Klaus Eckstein und Gerhard Ruben im Gespräch mit Martin Schönfeld

Martin Schönfeld: Thema des dritten Teiles unseres Zeitzeugengesprächs soll nun die Begegnung der Exilanten mit der türkischen Gesellschaft sein. Und dazu möchte ich jetzt Klaus Eckstein, Silvia Rohde und Gerhard Ruben zu mir aufs Podium bitten. Ich habe diese Gesprächspartner ausgewählt, weil sie dem genannten Thema etwas berichten können.

Gestern Abend ging der Fastenmonat Ramadan zu Ende mit dem traditionellen 'Zucker-Bayram', dem Zuckerfest. Und ich möchte deshalb gleich meine Gesprächspartner hier auf dem Podium fragen, ob die deutschen Emigranten in der Türkei an solchen traditionellen und auch an religiösen Festen teilgenommen haben, inwieweit sie mit solchen Festen in Berührung gekommen sind?

Gerhard Ruben: An den Festen, das sind ja nun religiöse Feste und das ist ja was Besonderes, an denen haben wir in dem Sinne nicht teilgenommen. Aber man kam nicht drumrum sie wahrzunehmen, ganz besonders natürlich den Ramadan, den Fastenmonat. Der ist eine große Belastung für die Menschen, vor allem wenn er in die warme Jahreszeit fällt, wenn sie am Tage nicht essen und trinken dürfen. Abends holt man das nach, aber das führt auch oft zur Spannung. Als wir in Kirsehir waren zum Beispiel war bekannt, wenn Ramadan war, dann gab es abends



Photo: Sabine Hillebrecht

Martin Schönfeld befragt Gerhard Ruben, Silvia Rohde und Klaus Eckstein

immer gefährliche Streitigkeiten um das Wasser. Denn das Wasser wurde in kleinen Gräben auf die Felder geleitet, das war ganz streng eingeteilt, wer wieviel bekam und wann und wenn dann die Nerven strapaziert waren, dann kam es dort zu ganz schweren Auseinandersetzungen. Die Ärzte hatten dann jeden Abend zu tun, bekamen Leute mit Schneideverletzungen und Schlagverletzungen. Das war schon eine etwas kritische Zeit. Wir selber haben davon meistens nicht viel gemerkt. Wir haben daran natürlich nicht selber teilgenommen, wurden auch nicht hineingezogen.

Martin Schönfeld: Gab es denn spezifische Speisen, die also dann zu diesen Festtagen hergestellt wurden und die auch die deutschen Emigranten gegessen haben und die es sonst nicht gab?

Gerhard Ruben: Wir waren in Kirsehir in einem sehr kleinen Ort, der relativ arm war, es war also keine große Stadt. Und dort war die Verpflegung sehr simpel. Man aß in den türkischen Familien zu Hause ganz einfach, ganz schlicht. Es gab also keinen Aufwand dafür. Bei solchen Feiern gab es natürlich einen, aber der blieb dann in der Familie, den haben wir nicht kennen gelernt. Das einzige, was wir mal kennen gelernt haben, das waren Hochzeitsspeisen. Soweit ich mich erinnere kam das dadurch zustande, da war eine Hochzeit in unserer Nähe und mein Bruder ist dort gewesen und brachte was mit. Da gabs spezielle Sachen. Andere hab ich in der Weise nicht kennen gelernt.

Martin Schönfeld: Nun gab es neben den religiösen Feiertagen in der Türkei auch staatliche Feste, staatliche Tage, die sich ausrichteten auf den Gründungstag der Republik. Silvia Rohde, können Sie berichten, wie die deutschen Emigranten auch auf solche staatlichen Feiertage reagierten und wie sie damit in Berührung gekommen sind?

Silvia Rohde: Na ja, es war üblich, daß man eine türkische Fahne zum Fenster heraushängte, das taten wir natürlich auch: Zur Straßenseite mußten die Fenster beflaggt sein. Da haben wir uns nicht ausgenommen. Aber sonst: Es war natürlich Feiertag, es war festliche Beleuchtung der offiziellen Gebäude, der Ministerien, was sehr prachtvoll aussah. Abends gab es ein Feuerwerk zum Nationalfeiertag. Und dann zum Nationalfeiertag mußten die Väter, die im Staatsdienst waren, auch zum Empfang des Staatspräsidenten gehen, und zwar mit Frack und Zylinder bitteschön. Diesen Zylinder haben wir noch zu Hause, der in Atatürks Gegenwart getragen worden ist und die Fahne haben wir auch noch zu Hause, die wir zum Fenster raus gehängt haben. Sie war nicht groß, mit Bindfaden festgebunden an zwei Nägeln, also nicht so wie in Göttingen, wo man die Fahnenstange ins Fenster steckt, so eine Einrichtung gab es nicht.

Martin Schönfeld: Wurde das besprochen in der Familie, hat man das als einen möglichen Konflikt oder mögliche Kollision der Identitäten gesehen, nun plötzlich eine türkische Fahne aus dem Fenster zu hängen?

Silvia Rohde: Nein, das war ganz selbstverständlich, zumal mein Bruder in die türkische Schule ging und einmal den klassenbesten Aufsatz darüber geschrieben hat, daß die türkische Fahne doch die schönste aller Flaggen sei.

Martin Schönfeld: Mich würde es interessieren - Sie sagten gerade, ihr Bruder ist in die türkische Schule gegangen - was für Kontakte haben Sie zur türkischen Bevölkerung gehabt?

Klaus Eckstein: Also ich war zwei Jahre auf der türkischen Schule, und natürlich die 'Ku' [Frau Kudret] hatte ich außerdem noch. Und in der Grundschule war ich natürlich die große Ausnahme. Der Sohn eines berühmten und sehr beliebten Mannes, ein Ausländer. Nicht nur daß ich Ausländer war, ich war natürlich auch ein Falschgläubiger. Andererseits, ich hatte gute Freunde dort, die mir das nicht übel nahmen, daß ich anders war. Das ist schon eine große Leistung für einen Menschen, daß er die anderen anerkennt. Auf der Sekundarschule hatte ich zwei oder drei gute Freunde. Da wurde ich schon nicht mehr so als Ausnahme angesehen, denn da waren noch andere, keine Ausländer, ich glaube ich war der einzige an der Schule. Aber in meiner Klasse war der Enkel des Parlamentspräsidenten und zwei oder drei Professorenöhne. Also ich war nicht der einzige höhere Mensch sozusagen, und mit diesen und auch mit anderen hatte ich eine ganz gute Freundschaft. Aber natürlich, das ist alles längst verflossen. Aber noch etwas zum Zucker-Bayram: Die große Parade, wo auch wieder die besten Leute eine Eintrittskarte haben, ich wollte hingehen, bekam die Eintrittskarte meines Vaters. Aber da ich als zwölfjähriger Knirps keinen Frack anhatte, durfte ich nicht hinein. Aber die Parade aus dem Jahr 1936/37 haben Sie ja im Video gesehen. Die war sehr eindrucksvoll. Da kam die ganze türkische Luftwaffe, alles noch so mit Doppelflügeln.

Martin Schönfeld: Sie haben es gerade angesprochen, zu dieser Parade wurden die besseren Zehntausend der Stadt Ankara eingeladen, u.a. auch Ihre Eltern. Welche Kontakte - vielleicht können Sie das ein bißchen beschreiben - hatten Ihre Eltern zur türkischen Gesellschaft, mit welchen Leuten verkehrten Ihre Eltern in Ankara?

Klaus Eckstein: Sehr schwer zu sagen. Es war ein enormes Spektrum von den Diplomaten, mit den man mehr oder weniger gut stand, je nachdem von wo sie kamen, der amerikanische Botschafter war ein guter Freund, der englische Botschafter war gut. Mit von Papen hat mein Vater Kontakt gehabt, aber ich glaub das war aufs Minimum beschränkt. Für beide Seiten war es etwas peinlich. Aber es gab auch andere, auch einige von der Botschaft, mit denen man besser stand, zum Beispiel der Militärattaché Rohde, ein sehr anständiger Mann, und mit dessen Familie standen meine Eltern gut.

Martin Schönfeld: Wie waren die Kontakte zu den türkischen Ministern und Staatsangestellten in Ankara?

Klaus Eckstein: Ja auch wieder, es gab sehr gute Kontakte zu einigen Ministern, Refik Saydam war ja selber Arzt, und ich glaub da waren gute kollegiale Verhältnisse zwischen ihm und meinem Vater, oder besonders der Minister für Landwirtschaft, eine zeitlang Finanzminister, Cakiar Kessebir, da war ein besonders gutes Verhältnis, das heißt mein Vater hatte der Tochter das Leben gerettet und daraufhin, wie das so in der Türkei ist, wenn man einmal zur Familie gehört, ist man Familie und man kann dem nicht entgehen. Was manchmal etwas schwierig ist.

Martin Schönfeld: Silvia Rohde, Ihr Vater, Professor Georg Rohde, war an der Fakultät für Sprache, Geschichte und Geographie als Professor für Klassische Sprachen tätig, und er hatte dort türkische Assistenten. Haben sich aus der Zusammenarbeit mit den Assistenten Freundschaften ergeben?

Silvia Rohde: Also es gab zwar Ausflüge mit Studenten und Assistenten. Es gab wenig persönlichen Kontakt. Es waren mehr Arbeitskontakte. Und später hat sich das auch etwas unerfreulich entwickelt. Als die Assistenten dann groß wurden, und seine Nachfolger werden wollten, dann war er eigentlich überflüssig und eher störend. Insofern, also irgendwelchen familiären Kontakte gab es nicht.

Martin Schönfeld: Obwohl die Zusammenarbeit sehr eng war? Ihr Vater hat ja zusammen mit seinen Assistenten wichtige Werk der klassischen griechischen Literatur und Philosophie übersetzt. Aber das hat nicht zu intensiveren Verbindungen geführt?

Silvia Rohde: Keine nachhaltigen Verbindungen. Sie haben wirklich sehr engagiert und eifrig daran gearbeitet und sind auch ziemlich schnell zu einem Ende gekommen, weil der türkische Staatspräsident İnönü ihnen im Nacken saß, daß es also ganz schnell gehen müsse. Engere persönliche Kontakte waren es dann aber nicht, außer mit seiner Assistentin, der Azra Erhat, die aber politisch etwas Schwierigkeiten hatte mit dem türkischen Staat.

Martin Schönfeld: Haben Ihre Eltern Frau Rohde - Ihr Vater war klassischer Philologe, Ihre Mutter Archäologin - den Aufenthalt in der Türkei zu Studien genutzt, etwa zu Grabungen in Kleinasien oder zu Reisen an die antiken Stätten?

Silvia Rohde: Also das war damals kaum möglich. Die Verkehrsverhältnisse waren absolut katastrophal. Nachher in der Kriegszeit durfte man auch gar nicht mehr reisen, das Geld war auch nicht so reichlich. Wie gesagt, vor allem die Verkehrsverhältnisse, wie man auch in dem ausliegenden Tagebuch von Erna Eckstein sieht, waren doch sehr schwierig. Meine Eltern haben sich zwar mal an der Westküste die klassischen Stätten angesehen und mein Vater hat auch einige Exkursionen ins Innere gemacht, den galatischen Olymp zu suchen versucht und auch einige Meilensteine publiziert, hat ja so Schmalspur-Archäologie auch betrieben. Meine Mutter hat wissenschaftlich überhaupt nicht mehr gearbeitet.

Martin Schönfeld: Herr Ruben, Sie möchte ich jetzt gerne ansprechen bezüglich Ihres Aufenthalts in Kirsehir. Sie waren zusammen mit Ihrer Familie dort interniert. Ihr Vater hat aber den Aufenthalt in Kirsehir auf eine ganz ungewöhnliche Weise genutzt. Können Sie dazu etwas sagen?

Gerhard Ruben: Mein Vater war in erster Hinsicht Wissenschaftler. Als wir nun nach Kirsehir geschickt wurden - innerhalb von 24 Stunden mußten wir alles abbauen und reisebereit sein - man konnte also keine Bibliothek mitnehmen. Wir nahmen Matratzen und Bettwäsche mit, das war das Wichtigste, nur die unmittelbaren Utensilien. Und nun saßen wir dort in der kleinen Stadt in der Steppe, Wüste, und wußten, bis zum Kriegsende werden wir sicher hier sitzen bleiben, und daß das noch nicht vor der Tür stand, das war auch abzusehen. Wie lange, wußte man nicht. Wir mußten uns also beschäftigen. Wir durften keine Zeitung kriegen, keine Post, wir durften kein Radio benutzen. Literatur gab es fast keine. Es gab eine ganz winzige Bibliothek am Ort, die aber für uns nichts gab. Und da hat er also angefangen den Ort einfach wissenschaftlich

zu untersuchen. Er war Indologe, also an sich ein anderes Gebiet, aber immerhin Orientalist und ausgebildeter Anthropologe. Und er ist also ein Jahr lang in der Stadt herumgelaufen, hat mit allen Leuten gesprochen, hat alle interviewt, die verschiedensten Schichten und Stände. Er hat angefangen mit der geologischen Situation, der geographischen Situation, der Geschichte von der Antike bis heute, alles erfaßt, was an Antiken noch da war, an seldschukischen Bauten, dann hat er sich ums Gewerbe gekümmert: Was für Handwerk gibt es überhaupt, was für Handwerk gab es bevor die Armenier umgebracht wurden? Das sind dann manchmal schon Ergebnisse, die bedrückend sind. Wenn die Zahl der Handwerker zum Beispiel auf ein Drittel sinkt, dann bedeutet das, daß eine gewisse Kultur ausgestorben ist. Das, was früher mal die schönen Holzschnitzereien, die man in den älteren Häusern sah, diese Divane und alles, was da so war, eingebaute Schränke, die konnte damals keiner mehr herstellen. Die Menschen lebten nicht mehr, die das gemacht haben. Er hat sich um die religiösen Grundlagen gekümmert. Kirsehir war nämlich interessant, da war ein Derwisch-Orden, ein Derwisch-Orden der Handwerker. Aber die Derwisch-Orden haben auch Spionage getrieben für den Sultan. Das war eine ganz eigenartige Verquickung. Das hat er alles analysiert und hat daraus versucht, ein Gesamtbild einer anatolischen Stadt in der Mitte des 20. Jahrhunderts zu schaffen.

Martin Schönfeld: Und er hat auch eine Schreibmaschine gehabt dort in Kirsehir?

Gerhard Ruben: Ja, die hat er immer gehabt, das war eine kleine Erika, mit Hängen und Würgen hat sie immer funktioniert, und das hat er schon gemacht, Gott sei Dank, man kann immerhin das noch lesen.

Martin Schönfeld: Und was ist aus diesen Forschungen entstanden?

Gerhard Ruben: Er hat ein Manuskript geschrieben. Dann sind wir aber umgesiedelt, wir kamen hierher: Ja wer interessiert sich hier schon für Kirsehir die kleine Stadt in Anatolien. Es ist also nicht gelungen, jemanden zu finden, der es veröffentlicht hat. Gott sei Dank existiert noch ein Durchschlag des Manuskriptes und jetzt versuche ich diesen wenigstens in einen Rechner zu kriegen.

Martin Schönfeld: Sie müssen dazu sagen, daß dieses Manuskript einen Umfang von 300 Seiten hat.

Gerhard Ruben: 300 Maschinen-Seiten. Illustriert, er konnte es nur zeichnen, er hat in seiner Jugend gemalt und gezeichnet, also er konnte das, und er hat eben wirklich Material gesammelt. Aber nur das, was er sammeln konnte. Er hat also keinerlei Unterlagen benutzen können aus Bibliotheken oder Instituten. Aber es ist ein Original-Material. Es ist für mich natürlich interessant, weil es meine Kindheit betrifft. Was er beschreibt, habe ich zum Teil miterlebt. Er war eines Tages unterwegs mit einem türkischen Studenten, der aus Kirsehir war, den er kannte. Und da kam so ein kleiner Bauer, so ein kräftiger Kerl und interessierte sich dafür, was er da so macht. Und er wunderte sich bloß, der Student wurde so schweigsam, so ulkig, und der sprach mit dem Bauern ab, der wollte ihm eine Höhle zeigen, in den nächsten Tagen. Der sollte kommen, ein paar Tage später. Und da trennen sie sich. Dann fragt er den Studenten, was ist denn los. Ja, das ist der Räuber-Hauptmann Ali, der wohnt am Rande der Stadt, hat eine Bande, es wurde behauptet von dreißig Mann. Er hat einen offiziellen Hehler in der Stadt und er war so mächtig, daß selbst der Gouverneur, der in der Stadt residierte, sich nicht traute, die Stadt zu verlassen. Aber er hat auch geraubt und anderes. Ich hab damals sogar gewußt, wieviel ein Mord kostet. Wir sind dann tatsächlich hingegangen, ein paar Tage später. Der Student erschien nicht an dem Tag. Und mein Vater hat meinen Bruder und mich mitgenommen. Wir wußten nicht, mit einem Räuber? Aber wir sagten, was kann der schon mit uns Ausländern anfangen? Schätze hatten wir nicht. Und Lösegeld war bei uns auch nicht zu holen, das war klar. Wir haben unsere Uhren zu Hause gelassen. Er hatte ein erstaunlich sauberes Haus mit scharfen Hunden, und einer schönen Mauer drumrum, und er hatte sogar Bücher, obwohl er selber nicht lesen konnte. Er hatte eine kleine Enzyklopädie zum Beispiel, in lateinischer Schrift, und er hatte eine Truhe,

in der waren verschiedenen Bücher, noch mehr, und er war zumindest ein energischer Typ und auch der ganze Hof war sehr sauber. Aber er hatte seinen Ruf.

Martin Schönfeld: Wie würden Sie nun rückblickend die Tätigkeit Ihres Vaters dort beschreiben? Würden Sie das ethnologische Studien nennen? Wie würden Sie rückblickend das Interesse Ihres Vaters und Ihrer Eltern an der türkischen Kultur und an der türkischen Gesellschaft beschreiben?

Gerhard Ruben: Also mein Vater war Indologe, das heißt eigentlich Spezialist für Indien. Aber er war immer ein sehr konsequenter und rigoroser Wissenschaftler. Ihn haben nicht Einzelheiten interessiert, sondern Zusammenhänge. Das heißt, er hat sich Indien angesehen, hat verglichen mit der chinesischen Kultur, mit der alten jüdischen Kultur, weil da die Bibel ein so schönes Material ist und verglichen mit Europa, und eben auch mit Anatolien. Und das hat ihn immer interessiert. Und wenn wir in der Türkei unterwegs waren, er hat uns immer Verbindungen hergestellt: Wie ist das in den anderen Ländern? Wie haben sich die verschiedenen Kulturen entwickelt? Wie waren die Kontakte? Was war unterschiedlich? Warum hat Indien einen ganz anderen Weg eingeschlagen? Welche Rolle spielte zum Beispiel in der Türkei der asiatische Despotismus? Er hat uns auch verständlich gemacht, daß diese Regierung, die wir angetroffen haben, diese europäische überlagert ist auf eine Gesellschaft, die jahrtausendlang nur den Despotismus kannte. Das heißt, nicht die Entwicklung, die wir in Europa haben, über ein städtisches Bürgertum zu einer Demokratie, sondern eine nominelle Demokratie überlagert auf eine despotische Bürokratie. Die Bürokratie besteht aus lauter kleinen Despoten. Und damit waren wir konfrontiert. Das hat natürlich manches erklärt, was wir so erlebt haben, warum mal eine Entscheidung so war und eine war so, das hing von dem betreffenden Mann größtenteils ab.

Martin Schönfeld: Herr Eckstein, Ihre Eltern sind ja auch, so weit sie es noch konnten, durch die Türkei, durch Anatolien gereist zu wissenschaftlichen Zwecken. Ihr Vater war ja Kinderarzt und hat in Anatolien Untersuchungen über die örtliche Kinderpflege und die medizinische Situation in Anatolien vorgenommen. Auf diesen Reisen sind Tagebücher entstanden. Ein solches Reise-Tagebuch Ihrer Mutter kann man hier in der Ausstellung an einem Studientisch lesen. Was können Sie von diesen Reisen Ihrer Eltern erzählen? Wie würden Sie das Interesse Ihrer Eltern an der türkischen Gesellschaft, an der türkischen Kultur, an den Ortschaften, die sie besuchten, wie würden Sie das beschreiben?

Klaus Eckstein: Also die Reisen waren nicht etwas, was meine Eltern unbedingt wollten, sondern was eine Pflicht meines Vaters war. Es war seine Aufgabe, u.a. den Gesundheitszustand und insbesondere den Gesundheitszustand der Kinder erstmalig aufzunehmen. Und er ist 1937 und 1938 jeweils in den Sommerferien auf ich glaub etwa zwei Monate gereist. 1937 ist er alleine gereist. Er hat ein Tagebuch geführt.

Martin Schönfeld: Haben Sie eine Vorstellung, wie Ihre Eltern dort unterwegs waren?

Klaus Eckstein: Es waren entweder kleine Lastwagen und manchmal ein Taxi, die Fahrt muß ziemlich abenteuerlich gewesen sein. In dem Video sehen etwas, wie die Autos da fahren über Wege in Anführungszeichen. Für die zweite Reise hatten sie Betten aus der Schweiz kommen lassen. Das waren so Militärklappbetten und die wurden dann aufgeklappt, da war dann noch ein Gestell für ein Moskitonetz drüber, auch sehr nötig. Es war äußerst primitiv, soweit ich es aus den Tagebüchern entnehmen kann. Aber andererseits, man ist vielleicht heute noch viel verwöhnter als wir es damals waren. Wenn man sich überlegt, heute hat jeder fließendes heißes und kaltes Wasser und ich weiß, wir waren mal bei Euch [Familie Ruben] auf Besuch, da hattet Ihr so ein Häuschen in Küçük Esat, ich glaub da hattet Ihr nicht mal fließendes Wasser.

Gerhard Ruben: Bei uns wurde das Trinkwasser in Tonkrügen, damit es schön kalt war, und das Gebrauchswasser in Bezinkanister, gebracht.

Klaus Eckstein: Und Strom? Wenn jetzt Stromausfall ist, schimpft jeder. Damals war das ganz normal. Und ein Bad? Das war schon ein großer Luxus, Duschen gab es schon überhaupt nicht. Also für uns heute wäre eine solche Reise sehr viel strapazierter als für unsere Eltern, die noch etwas primitiver lebten.

Martin Schönfeld: Aber ich vermute, Ihre Eltern haben das wie eine Expedition unternommen? Es gibt Photos, die Ihren Vater mit einem Tropenhelm und entsprechendem Equipment am Körper zeigen, so daß man sieht, sie haben sich entsprechend vorbereitet.

Klaus Eckstein: Man mußte sich entsprechend kleiden. Also das Bild, mit dem Tropenhelm, ich weiß nicht, ob das aus der Türkei ist. Ich kann das nicht beurteilen. Aber wenn man sich überlegt, es war im Sommer oft über 50 Grad im Schatten. Wir hatten in unserer ersten Wohnung einen Balkon nach Norden und auf diesem Balkon hing ein Thermometer und das bis auf 50 Grad graduiert war. Und als wir aus den Ferien zurückkamen, da war das Ding geplatzt. Also es muß schon reichlich über 50 Grad gewesen sein. Man mußte sich auf so etwas vorbereiten. Allerdings die Hitze ist bei der geringen Luftfeuchtigkeit nicht schlimm, man kann das aushalten, solange man genug zu trinken hat.

Martin Schönfeld: Sie haben vorhin schon zweimal erwähnt ein Video, und zwar sind das Filmaufnahmen, die Albert Eckstein mit einer Kamera...

Klaus Eckstein: Nein, meine Mutter hat die gemacht.

Martin Schönfeld: Wunderbar. Also Erna Eckstein hat - grandios - diese Filme gemacht, unterwegs auf den Reisen 1937/38, und dieses kurze Video von ungefähr zehn Minuten werden wir dann auch bei der einen Veranstaltung am 19. Januar präsentieren. Ihre Mutter hat gefilmt, Ihr Vater hat photographiert?

Klaus Eckstein: Er hat enorm viel photographiert.

Martin Schönfeld: Worin lag die Motivation und wie hat er photographiert, mit was für einer Kamera?

Klaus Eckstein: Er hat immer schon gerne photographiert, soweit ich das weiß, und in die Türkei hat er eine Contax mitgenommen, eine Contax 1. Und da waren große Debatten zwischen meinem Vater und Alfred Marchionini, einerseits weil Marchionini Aquacolor benutzte, was damals noch nicht sehr gut war, und andererseits weil er eine Leica hatte. Und da nun war der große Kampf zwischen Contax und Leica, den es bis vor kurzem noch gab. Und als er in die Türkei kam hat er einerseits landschaftlich photographiert, auch archäologisch. Ich weiß, Deinem Vater [Georg Rohde] hat er einmal ein Bild von einer Inschrift gezeigt und da sagte Herr Rohde, ja wir wissen von dieser Inschrift, aber wir haben sie noch nie gesehen. Also sie war irgendwie aus alten Dokumenten bekannt, aber man wußte nicht, wo sie ist. Sie war in einem Bauernhaus eingebaut. Und andererseits hat er versucht, festzustellen, ob es einen typischen Türken gibt und hat enorm viele Porträtaufnahmen gemacht, die sehr sehr schön sind. Ich hab einige jetzt gerade wieder angeschaut, aber es gibt keinen typischen Türken. Es gibt einerseits die arisch - könnte man sagen - Georgier und Larsen mit blondem Haar und blauen Augen. Andererseits gibt es gerade im Süden an der syrischen Grenze negroide Typen und es gibt alles dazwischen. Aber natürlich, Kleinasien ist seit mindestens 5000 Jahren die Brücke zwischen Ost und West, und da ist alles durchgegangen und hat alles seine Gene hinterlassen.

Martin Schönfeld: Und Ihr Vater hatte also auch beim Photographieren einen wissenschaftlichen Ansatz im Hinterkopf?

Klaus Eckstein: Ja, das heißt sowohl wissenschaftlich wie auch künstlerisch. Also seine Bilder sind wissenschaftlich einwandfrei, aber auch künstlerisch sehr, sehr gut. Und er hat sehr viel

photographiert. Ich weiß nicht, ich hab zu Hause einen Karton mit hundert Filmen. Das sind nur Porträts und Negative von Familienbildern.

Martin Schönfeld: Ein Photo Ihres Vaters ist auch in den türkischen Alltagsgebrauch eingegangen. Können Sie dazu etwas sagen?

Klaus Eckstein: Es ist nicht mehr im Alltagsgebrauch. Es war so: Die Weltausstellung in New York 1939, da wurde u.a. ein türkischer Pavillon errichtet und der sollte nun irgendwie schöne Bilder zeigen. Und der berühmte Photograph, ich glaub er war der offizielle Staatsphotograph, Otmar Ferci hat Bilder geliefert, wunderbare Bilder sicher, aber es waren alles Bilder von den schönen modernen Bauten von Taut, Holzmeister usw. Und da haben die gesagt, ja das ist ja alles schön und gut, aber das gibt es überall auf der Welt, können Sie nicht etwas echt Türkisches zeigen? Und da sagte Ferci, ja dann muß mein Freund Eckstein die Bilder geben, der hat gute Bilder von der Türkei und von der türkischen Bevölkerung. Und da sind die zu meinem Vater gekommen, haben sich seine Bilder angesehen und haben eine Auswahl getroffen, die dann groß, vergrößert dort hing. U.a. ein Bild von drei Dorffrauen, leider in schwarz-weiß, denn sie hatten wunderbare bunte Kleider an, das war die Gegend von Bolu, die dafür berühmt ist, aber dieses Bild war dort. 1942 glaube ich kam eine neue 10-Lira-Note in Umlauf. Und als die Banknote herauskam hatte mein Vater auch eine davon, sah sie sich an und sagte, das Bild kenne ich doch. Es war das Bild von diesen drei Frauen. Und hinter den drei Frauen war noch ein kleines Mädchen von elf oder zwölf Jahren. Die ist auf der Banknote nicht drauf, aber die war im Original. Das Dorf war in der Nähe von Bolu und das war das Dorf, wo unser damaliger Diener Mehmet lebte. Und mein Vater sagte, sieh mal Mehmet hier ist Deine Frau. Mehmet war etwas verlegen, wollte sehen, hat gesagt, darf ich mal das große Bild sehen, hat sich das große Bild angesehen und hat gesagt, nein das ist nicht meine Frau, sehr erleichtert. Er sagte, ich will nicht, daß die Leute meine Frau anfassen. Und das war sein Vetter, dessen Frau war das. Und dann ist mein Vater zu diesem Vetter, der war bei irgend einem Bekannten Diener, und sagte, sieh mal Atatürk, der natürlich nicht mehr lebte, hat dieses Bild ausgewählt, weil es die schönste Frau in der Türkei ist. Daraufhin war dieser Vetter sehr glücklich und das war vorläufig das Ende der Geschichte. Aber ich war jetzt im April in Ankara. Da war eine Ausstellung über meinen Vater und seine Photographien von einem türkischen Arzt organisiert in einem kleinen Privatkrankenhaus, eine schöne Ausstellung, wo u.a. auch sowohl das Porträt der drei Frauen, wie auch die Banknote zu sehen war. Und als die Ausstellung fertig und noch nicht eröffnet war, durfte das Personal sie sich ansehen. Und eine Sekretärin sah sich das an und fing plötzlich an zu weinen. Und da wurde sie gefragt, warum weinst du denn? Ja das kleine Mädchen das ist meine Mutter. Und die Mutter habe ich nicht kennen gelernt, aber die Sekretärin und die habe ich noch dort gesehen und gesprochen. Es geht eben immer weiter.

Martin Schönfeld: Ja, Ihr Vater hatte also dort photographiert, um - sie sagten eben - den exemplarischen Türken zu ermitteln, hat aber festgestellt, daß es den Türken schlechthin nicht gibt. Wie hat man denn im Alltag in Ankara und in der Türkei gespürt, daß es eben in der Türkei ganz verschiedene Bevölkerungsgruppen gibt?

Klaus Eckstein: Ich möchte noch etwas dazu sagen. Die Türkei ist ja mohammedanisch und man darf an sich keine Photographien machen. Aber die Dorfbevölkerung, die hatte noch nie einen Photoapparat gesehen, und wenn nun dieser Arzt - es war das erste Mal, daß ein Arzt in dem Dorf gewesen war - und wenn der nun kam und sagte, ich möchte mal Deine Augen untersuchen, Knipsen, dann wußten die ja gar nicht, was ihnen geschehen war. Aber das darf man nicht vergessen. Auch heute kann man nicht einfach in der Türkei hin- und herknipsen. Entweder man muß dann zahlen oder man wird mit Steinen beworfen.

Martin Schönfeld: Aber zurück noch mal zu meiner Frage. Also Ihr Vater hat festgestellt, den Türken gibt es nicht, es gibt verschiedene Bevölkerungsgruppen in der Türkei. Frau Rohde, Sie haben mir auch einmal erzählt, daß Sie im alltäglichen Umgang gemerkt haben, daß es auch unterschiedliche Schichten und Gesellschaften in der türkischen Gesellschaft gibt?

Silvia Rohde: Ja zu meiner großen Überraschung stellte ich fest, als ich eine Freundin, die ich über den Gymnastikunterricht kennengelernt hatte, besuchte, sie hieß Becki mit Vornamen, was aber für mich völlig unverdächtig war. Ich hab sie also besuchen dürfen, sie wohnte in der Altstadt. Und dann hörte ich, wie sie mit ihrer Großmutter sprach und das war nicht Türkisch. Und ich lauschte so und glaubte einige lateinische Brocken zu erkennen. Und dann habe ich also sehr viel später erst erfahren, daß das Spaniolen waren, also sephardische Juden. Davon hatte ich natürlich noch nie etwas gehört. Also ich hab sie für eine ganz normale Türkin gehalten.

Martin Schönfeld: Sie haben mir aber auch einmal erzählt, daß Sie auf dem Markt in Ankara im Umgang mit Händlern auch noch andere Bevölkerungsgruppen in der Türkei kennen gelernt haben?

Silvia Rohde: Ja ich weiß nur, daß unser Kartoffelverkäufer Kurde war und auch Wert darauf legte, daß man das zur Kenntnis nahm, weil er sich als etwas Besseres ansah. Wir wußten das, und wir schätzten ihn, weil er sehr gut war. Und mein Vater hatte eine Studentin, die war blond und blauäugig, sie war Christin, sie war eben Armenierin. Das habe ich eben auch zur Kenntnis genommen, daß es so etwas auch gibt.

Martin Schönfeld: Wie sind die deutschen Emigranten in der Türkei mit den dortigen politischen Verhältnissen umgegangen? Die Türkei nannte sich Republik, aber sie war ein Einparteiensstaat. Hat das den deutschen Emigranten Kopfschmerzen bereitet oder Probleme gemacht, Herr Ruben? Können Sie sich vielleicht dazu an Überlegungen Ihrer Eltern erinnern?

Gerhard Ruben: Wir waren ja Emigranten, d.h. wir mußten das Gastgeberland akzeptieren so wie es war, auch wenn es uns vielleicht nicht gefiel. Es waren nun mal unsere Gastgeber, und das mußten wir auch in gewisser Hinsicht respektieren. Daß man dazu eine Meinung hat ist eine andere Frage. Wir waren ja auch so direkt mit diesen Problemen nicht konfrontiert. Wir gehörten ja nicht dazu. Das heißt, wir hatten keinen Einfluß darauf, wer wurde gewählt, wer kam in die Regierung. Wir kannten ja auch, der normale Emigrant - die Ärzte waren zum Teil etwas anderes - kannten ja die Regierung auch nicht so direkt. Wenn man mal jemanden kennen lernte, also unser Hausbesitzer z.B. arbeitete in einem Ministerium als höherer Beamter. Aber das war auch kein näherer Kontakt, das sagte einem nicht viel. Insofern standen wir dem gegenüber, nahmen es zur Kenntnis, aber es betraf uns in der Hinsicht auch nicht.

Martin Schönfeld: Hat es denn irgendwelche bösen Erinnerungen gegeben bei den Paraden oder politischen Inszenierungen, die man in Ankara sicherlich auch erlebt hat?

Gerhard Ruben: Eigentlich nicht. Also wir kannten ja, zum Teil wußten wir ja aus Deutschland, da war ja auch der Militarismus doch recht ausgeprägt und das Nationalgefühl noch viel mehr - nicht bei uns, aber vor allen Dingen unsere Eltern hatten das ja sehr deutlich erlebt - und wenn es in der Türkei dann in einer manchmal ähnlichen Form auftauchte, ein überspitzter Nationalismus, na gut, dann hat man das manchmal belächelt und versucht, zu verstehen, wie so etwas zustande kommt. Das hängt ja auch mit den ganzen schwierigen Entwicklungen der Türkei von einem osmanischen Großreich zu einem zurückgedrängten Kleinstaat, der sich dann ein bißchen wieder Luft schafft unter Atatürk, zusammen. Da kommen also sehr viele verschiedene Faktoren und deswegen muß man bei der Beurteilung manchmal auch vorsichtig sein, das, was man ablehnt, hat eben seine historischen Wurzeln irgendwo, die wir aber auch nicht verstehen.

Martin Schönfeld: Wir haben an dem Studientisch in der Ausstellung auch einen Vortrag von Professor Georg Rohde ausliegen, in dem er auf die zum Teil etwas kuriosen Ergebnisse des Nationalismus von Atatürk eingeht. Und ich möchte Sie bitten Frau Rohde, vielleicht können Sie das kurz mal zusammenfassen, wie Ihr Vater das erlebt hat in seinem Fachgebiet der Sprachen?

Silvia Rohde: Es war ja so, daß Atatürk also erst einmal ein starkes Nationalgefühl der Türken schaffen wollte, oder es festigen wollte. Und da meinte er durch eine Sprachtheorie könne man das erreichen. Eine Sprachtheorie, die beweist, daß Türkisch also die älteste Sprache der Welt sei. Und zu diesem Zweck hat er also viele Sprachwissenschaftler berufen, gerade auch die exotischen, Hethitisch, Sumerisch, Assyrisch, Indologen und auch die klassischen Philologen. Alle sollten eigentlich dazu beitragen, diesen Beweis zu führen. Die ließen sich aber nicht so ohne weiteres dazu mißbrauchen, sondern haben also ihre wissenschaftlichen Methoden, die sie aus Deutschland mitbrachten, weitergeführt und das gelang dann also nicht. Aber man ließ sie auch gewähren, und sie haben dann ihre Studenten ausgebildet nach ihrer Manier und insofern waren sie eigentlich der Türkei ganz dankbar, daß da nicht noch stärkerer Druck ausgeübt wurde. Und dann war da auch die Tendenz, die Europäisierung sollte auch in der Form stattfinden, daß die europäische oder die Weltliteratur den Türken zugänglich gemacht wird und möglichst alle großen Werke der Weltliteratur ins Türkische übersetzt werden sollten. Und da war mein Vater also beschäftigt, Platons 'Staat' aus dem Altgriechischen ins Türkische zu übersetzen, zum Beispiel. Und auch für die moderne Literatur hatte er auch eine gewisse Überwachungstätigkeit. Es war ziemlich schwierig, die Übersetzungen in einer Zeit zu leisten, wo die türkische Sprache selbst im totalen Umbruch war, indem man die arabischen Wörter eliminieren wollte und türkische Wörter manchmal ganz willkürlich schaffte. Und es war auch eine Zeit, wo von einem Tag auf den anderen die Monatsnamen abgeschafft wurden und durch neue ersetzt wurden. Das mehrfach, und das erfuhr man dann aus der Zeitung. Und wehe man hatte die Zeitung nicht gelesen.

Gérhard Ruben: Die Folge war, daß die Deutschen manchmal dieses neue Türkisch besser konnten als die Türken.

Martin Schönfeld: Herr Eckstein, ich würde Sie gerne noch fragen, wie sich denn die Beziehungen bei Ihren Eltern und vielleicht auch bei Ihnen persönlich nach dem Exil zur Türkei ausgeprägt haben, und ob Sie vielleicht auch heute noch freundschaftliche Verbindungen in die Türkei haben?

Klaus Eckstein: Meine Mutter sagte immer, wir danken unserem Führer. Sie war von Anfang an, glaube ich, fast von Anfang an, dankbar, in der Türkei leben zu können. In der Türkei war sie sehr bald ein ganz großes Tier. Ob das ihr eigener Verdienst war oder nicht, lassen wir mal offen. Aber immerhin, sie war von großer Bedeutung, sie war die Königin der Emigrantenkolonie, oder sie hielt sich dafür. Das war das eine. Das andere war, daß wir sehr viele gute Freundschaften mit den Türken hatten. Teilweise natürlich. Wenn man sagt 'Türken' ist das ein sehr weiter Begriff, und die Leute, mit denen wir Kontakt hatten, die Leute mit denen ich heute Kontakt habe sind natürlich nicht Durchschnitts-Normalbürger, sondern aus der gehobenen Klasse. Obwohl Klassenunterschiede sehr flexibel sind in der Türkei. Was heute oberste Klasse ist, kann in der nächsten Generation schon wieder ganz unten sitzen. Aber, es waren eben gebildete Leute, Ingenieure, Ärzte, Politiker, mit denen wir sehr gute Freundschaften hatten, die über Jahre hinweg gedauert haben. Und die Freundschaften, die ich jetzt persönlich entwickelt habe mit Türken, ja wie gesagt, wenn man einmal bei einem Türken als Freund angenommen ist, dann ist man Familie. Was nicht nur Vorteile, sondern auch Verpflichtungen mit sich bringt. Aber ich bin sehr dankbar, daß ich diese Kontakte habe, daß ich mit solchen Leuten zusammensein kann, daß wir uns verstehen. Ich bin dankbar dafür, daß mir der Blick in die Welt sehr viel weiter geworden ist, dadurch daß ich eben eine andere Kultur, eine andere Religion, eine andere Sprache kennen gelernt habe. Als ich Anfang der 50er Jahre in München studierte, versuchte ich mit meinen Mitstudenten eine Unterhaltung zu haben über allgemeine Themen, Politik, der Sinn des Lebens im allgemeinen. Und ich wurde immer wieder abgewiesen: Ich will nur meine Prüfung machen und Geld verdienen, meinen Doktor machen und Geld verdienen. Das war damals so. Es hat sich etwas gebessert. Damals hatten die - ich hab mir immer gesagt, sie haben nie fremde Luft geschnuppert. Und die wenigen, die zum Beispiel auf Fullbrigh-Scholarship in Amerika gewesen waren, waren andere Menschen. Heute sind natürlich sehr viele von den jungen Leuten schon längere Zeit im Ausland gewesen und lernen das eigene Land, etwas kritischer zu

sehen. Und das habe ich eben auch damals schon gehabt, daß ich das Land in dem ich war, ganz egal welches es war, nicht einfach akzeptiert habe, sondern kritisch angesehen habe. Heute: Ich habe einen englischen Paß, ich bin kein Engländer, ich bin kein Deutscher, ich bin kein Türke, ich bin Weltbürger und dafür bin ich dankbar. Und das verdanken wir eben der Türkei.

Martin Schönfeld: Frau Rohde, Sie erleben häufig die Situation in Berlin, daß einige nicht wissen, wie sie Sie einordnen sollen?

Silvia Rohde: Ja, das passiert öfter mal beim Einkaufen, wenn ich auf dem Markt oder auch in Läden, wenn ich sehe, daß das ein türkischer Besitzer ist, türkisch spreche, und dann fragen sie eben, ja wieso ich türkisch kann: Bist du denn nun Deutsche oder Türkin, du sprichst doch das Türkische so, wie es die anderen Deutschen nicht sprechen. Und das fällt natürlich auf, wenn man keinen Akzent hat, weil man es in früher Jugend gelernt hat. Mein Bruder ging mal auf einen Flohmarkt, da war ein türkischer Stand. Der schrie so, ja wer mir hier einen türkischen Satz sagen kann, der kriegt ein Geschenk von mir. Da ist mein Bruder hingegangen und da hat etwas gesagt. Und wo ist mein Geschenk? Du bist doch einer von uns, du bekommst das nicht.

Klaus Eckstein: Vor vielleicht zehn oder zwölf Jahren war ich in Istanbul. Ich war sehr müde, ich war stundenlang gewandert und setzte mich ins Taxi, um ins Hotel zurückzufahren und unterhielt mich mit dem Taxifahrer. Und nach ein paar Minuten sagt er zu mir, entschuldige mich Onkelchen, wieso sprichst du Alttürkisch? Ich sprach das Türkisch von 1940/45 und das ist für den Alttürkisch. Auch heute ändert sich die Sprache noch enorm.

Martin Schönfeld: Herr Ruben, darf ich Sie zum Abschluß fragen, was ist für Sie aus dem Exil in der Türkei geblieben? Gibt es irgendwelche Gedanken, Gefühle?

Gerhard Ruben: Zweifellos. Also erst mal das, was Klaus schon andeutete: Ich bin wahrscheinlich auch dadurch immer ein sehr schlechter Patriot gewesen. Ich habe zwar hier mein ganzes Arbeitsleben verbracht, aber ich habe mich immer als Internationalisten empfunden. Mich hat immer interessiert, wie geht es den Menschen in Afrika und Asien und empfunden, dafür eine Verantwortung zu haben, weil ich gesehen habe, wie es in diesen Ländern ist. Wie ist die Rolle Europas gewesen für diese Länder, daß die sich so entwickelt haben. Und das ist auch, hat mich auch immer etwas bedrückt. Also insofern hat es für mich schon eine große Rolle gespielt. Das ist das Eine. Das Zweite, das hat mich natürlich auch kulturell beeinflusst. Also ich mag zum Beispiel orientalische Musik im Gegensatz zu den meisten unserer Bürger. Ich höre, ob es marokkanische oder türkische ist. Das sind Klänge. Das sind ja keine Rhythmen in der Art, wie wir sie kennen. Die muß man als Kind aufnehmen, um sich zunächst einfach darein zu leben, um damit etwas zu verbinden. Mit so einer türkischen Melodie ist zum Beispiel bei mir verbunden ein Abend am Bosphorus, eine Gaststätte, wo die Dampfer draußen fahren und die Nacht ist warm, die Sterne sind zu sehen, dann hört man so eine Musik. Das gehört zusammen, und dann ist das etwas ganz anderes. Das ist natürlich auch eine Bereicherung, man sieht dann seine eigene Kultur, nicht gespiegelt, aber ergänzt. Und dann kommt natürlich hinzu, da ist man auf einem Boden, da existieren Kulturen seit 6000 Jahren. Das ist ein ganz anderer Maßstab. Dann ist man sehr vorsichtig mit seiner eigenen Kultur, die ist ja nicht so alt, was hat die alles profitiert von diesen Kulturen. Dann wird man sehr bescheiden.

Der Botschafter der Türkei zur Ausstellung Haymatloz, 6.1.2000

Botschaft der Türkei

Der Botschafter

Berlin, den 06.01.2000

Frau Christine Fischer-Defoy

Akademie der Künste

Chausseestraße 8

10115 Berlin

Sehr geehrte Frau Fischer-Defoy,

ich habe Ihre Einladung zu der Eröffnung der Ausstellung "Haymatloz" erhalten und möchte mich bei Ihnen bedanken. Ich habe mich entschieden, an dieser Veranstaltung teilzunehmen und eine Grußrede zur Eröffnung zu halten, da das von der Ausstellung aufgenommene Thema für die Türkei sehr wichtig ist.

Ihre Ausstellung unterstreicht die Toleranz und das Interesse der Türkei an den verschiedenen Religionen. Ähnlich wie auf der Flucht vor der spanischen Inquisition 1492, haben Menschen, die wegen ihrer Religionszugehörigkeit verfolgt wurden, auf der Flucht vor dem Nationalsozialismus in diesem Jahrhundert in der Türkei eine neue Heimat gesucht. Sie sind dort mit Mitgefühl und offenen Armen aufgenommen worden. Mit Dankbarkeit gedenken wir heute dieser Emigranten, die im Nachhinein betrachtet viel zur Entwicklung und Modernisierung der Türkei beigetragen haben. Ein wunderbares Beispiel dafür ist der große Jurist Ernst Hirsch. Durch seine Bücher und Schriften wurde ich während meines Studiums sehr bereichert und inspiriert.

Heute habe ich nun den Katalog zur Ausstellung bekommen. Dabei bin ich auf das Kapitel "Religiöse Minderheiten im Osmanischen Reich und in der Türkei" aufmerksam geworden. Mit großem Bedauern habe ich dort gelesen:

"1915 Mit Wissen der Obersten Deutschen Heeresleitung, der deutschen Regierung und insbesondere des deutschen Auswärtigen Amtes und mit aktiver deutscher Beteiligung wurden auf Befehl der regierenden Jungtürken bis 1917 durch Militär und paramilitärische Milizen 1,2 bis 2 Millionen Armenierinnen und Armenier deportiert und ermordet. Der Krieg, vor allem der mit Russland, diente zur Begründung der Deportationen und erleichterte den Völkermord. 1918 Am 30 Oktober endete für die Türkei mit dem Waffenstillstandsabkommen von Mudros der Weltkrieg, die Kriege im Inneren dauerten bis 1923 an. Am 8. Oktober trat die jungtürkische Regierung zurück. Am 4. November begannen in Istanbul – von armenischen und griechischen Parlamentariern initiiert – parlamentarische Debatten über den Genozid an den Armenier/inne/n und die Vertreibung osmanischer Staatsbürger griechischer Herkunft. Am 14. Dezember wurden auf Druck der britischen Besatzer Sonderkriegsgerichtshöfe zur Untersuchung des Genozids an den Armenier/inne/n gegründet. 1919 Am 10. April wurde das erste Todesurteil wegen Beteiligung am Völkermord vollstreckt. Demonstrationen gegen die Hinrichtung dauerten tagelang an."

Ähnliche Vorwürfe, die nicht mit der Realität übereinstimmen, finden sich leider auch an anderen Stellen des Kataloges. Ihre Motive für diese absichtliche Verdrehung der Geschichte sind mir nicht bekannt. Ich denke jedoch, daß diese Vorwürfe nichts mit dem eigentlichen Thema der Ausstellung zu tun haben. Allerdings habe ich mit großem Bedauern feststellen müssen, dass sich die im Katalog erhobenen Vorwürfe auch in der Ausstellung selbst auf den Tafeln finden lassen. Es ist mehr als bedauerlich, dass eine Ausstellung, der eine so positive Intention unterliegt, von einigen Kreisen für deren schlechte Absichten missbraucht werden kann.

Ich möchte noch einmal mein Bedauern darüber zum Ausdruck bringen, dass Ihre Vorwürfe gegen die Türkei Eingang sowohl in den Katalog der Ausstellung als auch in die Ausstellung selbst gefunden haben. Wegen dieser Verleumdung meines Landes, werde ich entgegen meiner obigen Zusage, nicht zu der Ausstellungs-Eröffnung erscheinen.

Ich bitte Sie, dies zur Kenntnis zu nehmen.

Mit freundlichem Gruß Tugay Ulucevik

Christine Fischer-Defoy an den türkischen Botschafter, 8.1.2000

Verein Aktives Museum Berlin, den 8. Januar 2000

An die Botschaft der Türkei
Herrn Botschafter Tugay Ulucevik

Exzellenz, sehr geehrter Herr Botschafter Tugay Ulucevik,
herzlichen Dank für Ihr freundliches, aber zugleich entschiedenes Schreiben vom 6.1.2000. Leider komme ich angesichts der Aufbauarbeiten an unserer Ausstellung in der Akademie der Künste erst heute dazu, Ihnen zu antworten und ich bitte Sie, dies zu entschuldigen.

Die Ausstellung "Haymatloz – Exil in der Türkei" intendiert, wie auch Sie es im ersten Teil Ihres Briefes schreiben, durch das Beispiel der Offenheit und Gastfreundlichkeit, die die Türkische Republik den aus Deutschland Flüchtenden entgegenbrachte, einen Beitrag zur Verständigung und Toleranz zwischen Ihrem und unserem Lande zu leisten. Dies war der Grund, warum der frühere Generalkonsul Ihres Landes, Herr Riza Erkmenoglu, unser Projekt dankenswerterweise unterstützte.

Die bis heute spürbare Dankbarkeit des türkischen Volkes gegenüber den deutschen Emigranten, von der Sie in Ihrem Brief berichten, konnte ich selbst erleben, als wir den ersten Teil dieser Ausstellung aus Anlaß des 75. Jahrestages der Türkischen Republik im Oktober 1998 in Istanbul eröffneten.

So hatten wir uns sehr über Ihre spontane Zusage gefreut, bei der Eröffnung am heutigen Tage zu uns zu sprechen. Ihre Absage vom 6. Januar 2000 bedauern wir sehr. Seien Sie versichert, daß wir kaum eine andere Texttafel mit gleicher Intensität diskutiert und auf ihre Wahrhaftigkeit und wissenschaftliche Haltbarkeit überprüft haben, wie die von Ihnen nun monierte Tafel über "Religiöse Minderheiten in der Türkei" – auch auf der Basis der inzwischen in der Türkei über den Völkermord an den Armeniern durch das Osmanische Reich erschienenen Literatur.

Wir wissen aus eigener leidvoller Erfahrung, wie schwer sich unser Land mit der Auseinandersetzung um seine Geschichte bis heute tut – erinnert sei hier nur an den Streit um das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Dies ist einer der Gründe, warum der Verein "Aktives Museum" 1983 gegründet wurde.

Gerne sind wir zum Gespräch mit Ihnen bereit, und wir würden uns freuen, Sie zu einem Besuch unserer Ausstellung begrüßen zu dürfen, die, so hoffen wir, den eingangs formulierten Zielen einer Verbesserung des deutsch-türkischen Verhältnisses dienen wird.

Mit freundlichen Grüßen Dr. Christine Fischer-Defoy Vorsitzende

Stimmen zur Ausstellung Haymatloz von Eugen Merzbacher und Silvia Rohde

Ich will Ihnen und Ihren Kollegen in Berlin nun noch einmal sehr für den freundlichen Empfang danken. Die Eröffnung der Ausstellung war ein großer Erfolg, und ich bin sehr froh, dass ich mich im letzten Augenblick dazu entschlossen habe, die Reise zu unternehmen. Jetzt erst bin ich dazu gekommen, den Katalog aufmerksam zu lesen. Da finde ich doch noch viele Einzelheiten, die mir bei dem allzu kurzen Besuch in Berlin nicht aufgefallen waren. Besonderen Eindruck macht mir die Objektivität, die Sie und Ihre Freunde als Historiker zu dieser Aufgabe gebracht haben und die sich zum Beispiel daran zeigt, dass in den Artikeln die sehr zwiespältige Haltung der türkischen Behörden während des Krieges nicht verschönert worden ist. Es ist glücklicherweise eine menschliche Tendenz, im Rückblick nach Jahrzehnten, der Vergangenheit einen zu rosigen Schimmer zu überlagern. Ich vergesse immer allzu gerne, wie schwer es meine Eltern und die meisten anderen Emigranten in den letzten türkischen Jahren finanziell hatten. Was an altem Familienschmuck, den sie 1935 aus Deutschland mitbringen konnten (weil er leicht war und nicht viel Platz im Gepäck nahm), noch in ihrem Besitz war, haben sie in Ankara und Istanbul im Bazar allmählich verkauft, um es mir möglich zu machen, mein Physikstudium endlich weiterzuführen. Am Ende kam ich in USA mit zwanzig Dollar in der Tasche an. Dies sowohl wie die erstaunliche Tatsache, dass mein Vater im Jahre 1948 als 65jähriger noch einmal in einem für ihn und meine Mutter ganz neuem Lande Fuß fassen konnte, ist ein interessanter Kommentar zur Bereitschaft Amerikas (trotz vieler anders lautenden Erfahrungen), Neuankömmlinge ohne Vorurteil aufzunehmen. Die Bundesrepublik hat dabei auch eine sehr hilfreiche Rolle gespielt, als sie in den 50er Jahren meinen Eltern mit bescheidenen Wiedergutmachungszahlungen beistand, obwohl wir doch aus dem Ostgebiet (Oranienburg) kamen. Andererseits aber werde ich nie vergessen, dass letzten Endes die Türkei für uns „Haymatloze“ doch viele Jahre lang eine zweite „Haymat“ war, der ich immer verbunden bleiben werde. Die Ausstellung und der Katalog bringen diese Zwiespältigkeit ehrlich zum Ausdruck. [...]

Schliesslich noch eines: Wenn Sie Gelegenheit haben mit Robert Anhegger zu korrespondieren, bitte ich Sie ihm meine Grüesse auszurichten. Er war ein guter Freund von Kurt und Elisabeth Steinitz, bei denen ich als Student drei Jahre lang bis zu ihrer Weiterwanderung nach Palaestina gewohnt habe. (Elisabeth Steinitz ist mehrmals in der Ausstellung abgebildet, als Sportlerin beim Skilaufen am Uludag.) Ich hatte keine Ahnung, was aus Anhegger geworden war und freue mich zu hoeren, dass er eine interessante Karriere gemacht hat.

Eugen Merzbacher, 26. Januar 2000

Was hat die Ausstellung 'Haymatloz - Exil in der Türkei' für mich bedeutet?

Durch die Beteiligung an den Vorbereitungen zur Ausstellung wurde ich mit sanftem Druck ermuntert, den Nachlaß meiner Eltern unter bestimmten Gesichtspunkten durchzusehen. Abgesehen von Briefen und Photos waren auch offizielle Schreiben, Dokumente und Pässe wichtig. Dabei habe ich selbst vieles zum ersten Male gründlich gelesen und die Beziehungen zur Zeitgeschichte klarer erkannt. Ein Beispiel wäre die Tatsache, daß mein Vater sich zunächst für seine Tätigkeit in der Türkei von der Universität Marburg für drei Jahre beurlauben ließ und somit nicht als Emigrant galt. Im Jahre 1938 wurde er aber mit der Nichtverlängerung seiner Beurlaubung aus der Liste der Marburger Dozenten gestrichen und war daher von dieser Zeit an als Emigrant anzusehen. Im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zur Ausstellung sind mir auch Dokumente über meine Eltern bekannt geworden, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte. Außerdem habe ich in der Ausstellung selbst viele Einzelheiten über Leben und Wirken der Mit-Emigranten erfahren, die ich zwar z. T. persönlich gekannt habe, deren nähere Lebensumstände mich aber damals überhaupt nicht interessierten. In unserer Familie war Politik so wie so eigentlich kein Thema, auch was ein Jude ist, war mir während meiner Türkeizeit (ich war dort vom 4. bis zum 18. Lebensjahr) gar nicht klar. Wir hatten dort kein Radio, Information über politi-

sche Ereignisse gab es durch türkische Zeitungen und allenfalls durch die Schweizer 'Weltwoche', deren politische Artikel ich als Kind aber auch nicht las. Von der 'Reichskristallnacht' bekamen wir nichts mit, da sie mit dem Tod des damaligen türkischen Präsidenten und Staatsgründers Atatürk zusammenfiel, der so einschneidend war, daß alles andere dagegen unwichtig erschien.

Mit der Ausstellung ist mir auch noch einmal bewußt geworden, welch großes Glück ich gehabt habe, bei Frau Leyla Erkönen, genannt die 'Ku', vom 6. bis zum 18. Lebensjahr Unterricht in allen Schulfächern gehabt zu haben. Es ist sehr zu begrüßen, daß ihr erfolgreiches Wirken endlich einmal umfassend gewürdigt wurde. Diese deutsche Studienrätin, die mit einem Türken verheiratet und selbst kinderlos war, hat durch ihre effektiven Privatstunden so vielen Kindern den Anschluß an eine normale Schullaufbahn in Westeuropa oder Amerika ermöglicht.

Im Rahmen der Ausstellung wurde auch ein Video mit Interviews von Cornelius Bischoff gezeigt, in dem viele damaligen Freunde und Bekannte, die z.T. nicht mehr leben, zu sehen waren, unter anderen die erwähnte Lehrerin im Alter von 96 Jahren. Und nicht zuletzt war das Wiedersehen mit einer Reihe der damaligen Kinder, z.T. nach fast 55 Jahren (!), ein nicht weniger starkes Erlebnis. Der Austausch über die einzelnen Lebenswege und auch über die Schicksale nicht Anwesender war sehr rege und interessant. Ferner war das Thema, wie die Einzelnen jetzt rückblickend ihre Türkeizeit sehen, sehr aufschlußreich. Es stellte sich heraus, daß für fast alle die türkische Landschaft sehr prägend war, während eine starke Bindung an türkische Freunde eher die Ausnahme darstellte. Auch die Sitten und Gebräuche des einfachen Volkes, seine Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft, soweit wir diese kennengelernt haben, haben einen bleibenden Eindruck hinterlassen. So lernten wir vielleicht, bescheidener als die Westeuropäer und Amerikaner zu sein und sahen, daß man viel einfacher leben kann ohne etwas zu entbehren.

Von der Generation der Vertriebenen lebt zwar fast keiner mehr, um so bemerkenswerter ist, daß die Generation der Kinder doch noch in ein Netz eingebunden ist, das jederzeit eine Kontaktaufnahme ermöglicht und auch die Enkelgeneration in gewissem Umfang mit erfaßt. Einige Kinder und sogar Enkel haben auch vielleicht nicht ganz zufällig einen auf die Türkei bezogenen Beruf erwählt. Trotz aller durch die Politik vorgegebenen Schwierigkeiten im Verhältnis Deutschland - Türkei und Türkei-Emigranten besteht doch bei fast allen, die sich während der Nazi-Zeit in der Türkei aufhalten konnten, ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber diesem Land und seinen Menschen.

Nicht nur für mich selbst hat die Ausstellung viele neue Erkenntnisse gebracht oder auch nur dunkel geahnte Zusammenhänge geklärt, sondern auch meine Familie, Mann und Kinder, haben viel über meine und meiner Eltern Vergangenheit gehört (auch durch die Interviews) und gelesen, was sie sonst wahrscheinlich nicht erfahren hätten. Es hat mich selbst überrascht, daß sich soviel Zeitgeschichte an meinem Einzelschicksal aufzeigen läßt.

Zum Schluß möchte ich noch ein kleines Erlebnis schildern, das ich in der Ausstellung hatte. Ich begegnete dort zufällig einer 10. Realschulklasse aus Wedding, die aus zwei deutschen und ca. 12 ausländischen, hauptsächlich türkisch-stämmigen Jugendlichen bestand. Es entwickelte sich ein Gespräch, in dessen Verlauf weniger Fragen zum Exil wichtig waren, um so mehr mein Verhältnis zu türkischen Kindern und Jugendlichen, und wie ich die Rückkehr nach Deutschland empfunden hätte und ob ich auch türkisches Verhalten angenommen hätte. Zum Teil wurde die Unterhaltung auch auf türkisch geführt, was die Lehrerin sich dann aber verbat, da sie der Unterhaltung nicht mehr folgen konnte. Es wäre aber falsch, eine Parallele von unserem Exil zu der heutigen Situation der türkischen Gastarbeiter-Kinder ziehen zu wollen. Der einzige Berührungspunkt ist das Erleben einer fremden Kultur und das mehr oder weniger Fremdwerden in der ursprünglichen Kultur.

Silvia Giese, geb. Rohde (Berlin Mai 2000)

PRESSESTIMMEN zur Ausstellung Haymatloz (Auswahl):

Berliner Morgenpost - 7. Januar 2000

Gastfreundschaft ist eine Eigenart, die weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit zu den größten Tugenden der Nationen gehörte. Die aktuelle Ausstellung in der Akademie der Künste "Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945" erinnert, dass es immer vorbildhafte Ausnahmen gab: Die Türkei, während des ersten Weltkriegs noch mit Deutschland alliiert, nahm während der NS-Zeit etwa 1000 deutschsprachige Emigranten auf, darunter zahlreiche Wissenschaftler und Künstler. (...) Christine Fischer-Defoy, Vorsitzende des Vereins Aktives Museum, das die Ausstellung organisiert hat, spricht von einem "gezielten Wissenschaftler-Transfer". Umzugskosten wurden gestellt, feste Anstellungen mit fünfjährigen Verträgen offeriert. Einzige Bedingung: Türkisch lernen. Bis in die 40er Jahre hinein waren die Hälfte der Lehrstühle der Universität in Istanbul mit Emigranten besetzt. (...) Die umfangreiche Ausstellung lässt allerdings auch problematische Themen nicht aus. Der Umgang mit religiösen Minderheiten gehört ebenso dazu wie das Leben der kleinen Leute oder der Lange Arm Nazideutschlands.

Nikola Richter: Als Ernst Reuter noch Türke war / "Haymatloz": Die Akademie der Künste erinnert an das Leben im türkischen Exil 1933-1945.

Berliner Zeitung - 8. Januar 2000

(...) Unter dem Titel "Haymatloz" zeigt die Akademie der Künste ab heute eine kleine, informative Ausstellung des Vereins Aktives Museum über das Exil in der Türkei. Von 1040 Emigranten, deren Namen hier erstmals zusammengetragen worden sind, hat man 23 ausgewählt. Stationen ihrer Biografie sind auf eng beschrifteten, zweisprachigen Tafeln zu verfolgen. Die wesentliche Leistung der Ausstellung aber ist der Katalog, in dem die Lebensbedingungen der Geflohenen und Vertriebenen detailliert beschrieben werden.

Die Türkei war kein nahe liegendes Exilland. Seit Wilhelm II. 1888 das Osmanische Reich besucht hatte, waren die Beziehungen zu Deutschland besonders eng. (...) Dass dennoch verfolgte Wissenschaftler und Künstler in der Türkei Zuflucht fanden, lag am rigoros und zügig durchgeführten Modernisierungsprogramm, das Mustafa Kemal Atatürk der 1923 ausgerufenen Republik verordnet hatte. Er brauchte westliche Experten. (...) Die Emigranten, die sich ironisch "Deutsche Kolonie B" nannten, trafen in der Türkei auf die "Deutsche Kolonie A", etwa 250 "Reichs- und Volksdeutsche", darunter 50 Parteigenossen. (...) Emigranten wurden unregelmäßig bespitzelt, mit dem Hinweis auf "kommunistische Überzeugungen" versuchte man, ihre Entlassung und Ausweisung zu erreichen. Erich Auerbach und Bruno Taut wurden aufgefordert, die "Reichsfluchtsteuer" zu bezahlen, damit die Volksgemeinschaft sich an denen bereichern konnte, denen sie zuvor jede Arbeitsmöglichkeit genommen hatte. Ihre Lebensbedingungen in der Türkei hingen von der Stelle ab, die sie gefunden hatten, verschlechterten sich aber Ende der dreißiger Jahre.

Ab 1938 verlangten die türkischen Behörden von Reichsangehörigen, die einreisen wollten, einen Ariernachweis. Ein Jahr später wurde ein neues Aufenthaltsgesetz beschlossen, das Staatenlosen die Einreise und den Aufenthalt in der Türkei untersagte und ihre Abschiebung ermöglichte. Deutsche, die nicht ins "Dritte Reich" zurückkehren wollten, wurden 1944 interniert. (...)

Jens Bisky: Deutsche Kolonie B / "Haymatloz" – Eine Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste über das Exil in der Türkei.

Der Tagesspiegel - 8. Januar 2000

Auch die Türkei war einmal ein Zufluchtsland für Deutsche in den Jahren 1933 bis 1945, ein sehr gastliches zudem, glaubt man den Erinnerungen von Zeitzeugen. (...) Diesem weitgehend unbekanntem Kapitel der Exilgeschichte ist das Aktive Museum nachgegangen. Dokumente wurden zusammengetragen, Überlebende befragt, eine Chronik festgehalten, insgesamt mehr als tausend Namen aufgefunden gemacht. Entstanden ist eine Ausstellung, die nun – nach drei

Stationen in der Türkei – im Foyer der Akademie der Künste zu sehen ist. Heute ab 17 Uhr wird sie mit Musik und Vorträgen eröffnet. Es ist eine Ausstellung vor allem auf Schautafeln. Zehn Stellwände zum geschichtlichen Hintergrund, 24 Tafeln mit den Lebensstationen prominenter und unbekannter Flüchtlinge. Jeweils zweisprachig und jeweils mit einer eingearbeiteten Devotionalie in Plexiglas: die Baskenmütze von Ernst Reuter zum Beispiel; der Geigenbogen von Paul Hindemith; das Frühzeitmikro vom Rundfunkpionier Alfred Braun; der Füllfederhalter von George Tabori.

Es war ein Exodus. Die Türkei stand vor allem Privilegierten offen, solchen, die es sich leisten konnten und – dies das wichtigste – die qualifiziert waren. Hochschullehrer, Wissenschaftler, Techniker, Künstler, Politiker wurden mit Kusshand genommen, waren willkommen als Gutachter und Ratgeber, Reformen und Führungspersönlichkeiten. Der Stadtplaner Martin Wagner fühlte sich befreit und jubelte vier Wochen nach seiner Ankunft in Istanbul, im Mai 1935: "Man lebt wieder auf, man hat Arbeit. Man findet Anerkennung. Man wird geachtet." Die türkische Regierung wusste, was sie tat, suchte sich gewünschte Spezialisten zielstrebig aus. Ihr Ziel war der Anschluss des Landes an die westliche Modernisierung. (...) Und die dunklen Kapitel? Seit 1938 wurde von "Reichsdeutschen" ein "Ariernachweis" verlangt – Juden waren also unerwünscht, ein Jahr später hatten auch die Staatenlosen keinen Zutritt mehr. Das waren Zugeständnisse an Hitler. Die guten Handelsbeziehungen zu Nazideutschland sollten nicht gefährdet werden. Als die fünfjährigen Arbeitsverträge ausliefen, gab es Probleme mit der Aufenthaltsgenehmigung. Die Bürokratie schlug über die Stränge, das Leben verteuerte sich, die Unsicherheit nahm zu, Ausweisung drohte. Seit 1944 gab es dann auch in Anatolien Internierungslager; am Ende waren die meisten froh, davongekommen zu sein. Vom "Wartesaal Erster Klasse" hatte Martin Wagner noch im Mai 1936 in einem Brief an Walter Gropius geschrieben. Das läßt sich auch mehrdeutig lesen. Kurz darauf war seine anfängliche Euphorie verfliegen. Im August 1938 siedelte er über in die USA.

Stefan Berkholz: "Wartesaal Erster Klasse": Zuflucht Türkei 1933 bis 1945 / Eine Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste.

Die Welt - 10. Januar 2000

Ein beliebtes Motiv für den Hintergrund ist das Minarett. Schmal, hoch und etwas schief ragt es in den anatolischen Himmel, während davor die deutschen Emigranten befremdet, bestätigt in die Kamera lächeln – "Seht her, ich bin wirklich hier". Gestrandet in einer unvertrauten islamischen Welt der 30er Jahre, einer, die sich so gerne in schnellem Tempo ein modernes Gesicht verpassen will. In ihrer Heimat wurde auch eine neue Zeit ausgerufen, die völkische Moderne, die sie brutal zu Verfolgten deklariert: deutsche und österreichische Juden, arische Männer und Frauen, die den nichtarischen Ehepartner nicht verlassen wollen, Künstler und Architekten, die dem Atonalen und Bauhaus verhaftet bleiben, politisch Andersdenkende. Was sie im Exil am meisten vermissen? Den deutschen Wald.

Aber hier in der Türkei haben viele mehr gefunden, als nur eine Zuflucht – eine Aufgabe. Der Staat unter Atatürk sah in den Emigranten, zumindest wenn sie einen akademischen Ruf besaßen, eine Chance, keine Last. (...)

"Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945" heißt jetzt eine Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste, die endlich diesen kalkulierten Pakt von Geben und Nehmen thematisiert. Mehr als 1000 Namen von deutschen Emigranten in der Türkei haben die Ausstellungsmacher vom "Verein Aktives Museum" bisher zusammengetragen. Sie hängen – inzwischen ein häufiges museales Stilmittel – in alphabetischer Reihenfolge von der Wand. 23 Biografien werden auf Tafeln in deutscher und türkischer Sprache genauer vorgestellt. Neben Unbekannteren findet sich hier auch geistige Prominenz: Komponist Paul Hindemith, Architekt Clemens Holzmeister, Politiker Ernst Reuter, der spätere Theater-Mann George Tabori, Architekt Bruno Taut und Musiker Eduard Zuckmayer mit ihren Familien. (...)

Unter Kollegen und mit türkischen Studenten arbeiten zu können, wandelt den Charakter des Exils. Nicht das Gefühl deprimierenden Wartens und der Schmerz der Untätigkeit überschattet die Erinnerung, sondern die Zeit wirkt im Nachhinein sinnvoll. (...) Eine Therapie gegen "langsame Eintrocknen" nannte der expressionistische Bildhauer Rudolf Belling seinen Aufenthalt,

wobei seine Kunstwerke in dieser Phase die abstrakte Schärfe verlieren und zu betulichen Reiterstandbildern degenerieren.

Wer dagegen ohne Vertrag und auf eigene Faust in die Türkei emigrierte, der hatte dort mit den eher unwilligen Bürokraten der Fremdenpolizei zu kämpfen. Auch diese Biografien dokumentiert "Haymatloz", ebenso wie den Alltag von Ehefrauen und Kindern prominenter Emigranten. Doch um hier einen guten Überblick zu gewinnen, helfen weniger die text- und datenlastigen Ausstellungstafeln weiter, als die Aufsätze im ausführlichen Katalog. Kleine Anekdoten, die dem Alltag in Ankara und Istanbul erst die Würze geben, sind auf einer CD-Rom und in Radio-Interviews versteckt, die sich jeder Besucher über Kopfhörer anhören kann. Erst durch diese Hilfen bekommt man eine Ahnung von der Vielschichtigkeit des Themas. (...)

Susanne Leinemann: Den Emigranten als Chance begreifen / Die Ausstellung "Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945" thematisiert einen Handel: Schutz gegen Aufbauhilfe.

Neues Deutschland - 11. Januar 2000

Der Junge mit der Schiebermütze im Vordergrund des Ausstellungsplakates ist heute Ehrenbürger von Berlin: Edzard Reuter, Sohn des Politikers und Verwaltungsfachmannes Ernst Reuter, gehörte mit seinen Eltern zu jenen rund 1000 deutschen Wissenschaftlern, Politikern und Künstlern, die zwischen 1933 und 1945 auf Einladung der dortigen Regierung in die Türkei emigrierten. In der Akademie der Künste Berlin macht die Ausstellung "Haymatloz" seit dem Wochenende auf das Exilland am Bosphorus aufmerksam. (...) Mit 23 Schicksalen wird der Besucher ausführlicher vertraut gemacht – mit dem von Ernst Reuter zum Beispiel, der ab 1935 im türkischen Verkehrsministerium arbeitete, oder mit dem des an der Technischen Universität Istanbul lehrenden Bildhauers Rudolf Belling, mit den Wegen des Architekten Bruno Taut, des Komponisten Paul Hindemith und des Musikerziehers Eduard Zuckmayer. Sie alle, so erinnerte Walter Jens, Ehrenpräsident der Akademie der Künste während der Eröffnung, gaben der zweiten Heimat, was sie der ersten nicht geben durften. Einige Jahre lang wurde in Istanbul demonstriert, wie eine moderne europäische Hochschule aussehen könnte, wurden Erziehungswesen und Verwaltung modernisiert, erwies sich die Türkei als ein Land, das Schutzsuchenden half. In deren Namen bedankte sich Edzard Reuter gleichermaßen für die informative Exposition wie für die Möglichkeit, Freunde und Gefährten von einst in Berlin zu treffen. Er sei außerordentlich froh, dass die Türkei endlich offiziell Kandidat für den EU-Beitritt sei, auch wenn es gewiss noch viel Arbeit erfordere, bis dieses Land ganz in Europa angekommen sei. Andererseits sei Europa erst mit der Türkei komplett, brauche den lebendigen Austausch mit allen europäischen Kulturen für Fortbestand und Weiterentwicklung. (...)

Ulrike Grohmer: Überleben am Bosphorus / Ausstellung in der Akademie der Künste "Haymatloz" über das Exilland Türkei.

Frankfurter Allgemeine Zeitung - 12. Januar 2000

Das gängige Bild vom Exil deutscher Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus wird seit jeher von einigen Regionen mit ihren spezifischen Problemlagen für Emigranten geprägt. Man denkt an die zunehmend prekäre Lage der Auswanderer in Frankreich oder Holland, an die Vereinigten Staaten als Neue Welt und unwirtlicher Arbeitsmarkt für akademische Alteuropäer, an lateinamerikanische Großstädte oder an die von Stalins Macht heimgesuchte Sowjetunion, in der mancher kommunistischer Flüchtling auf immer verschwand. Räumliche und geistige Nähe scheinen die Determinanten der Suche nach Fluchtwegen gewesen zu sein. Kaum jemand denkt deshalb an die Türkei als Aufnahmeland deutscher Vertriebenen. (...) An diesen unbekanntem Wartesaal der Vertriebenen erinnert jetzt in der Berliner Akademie der Künste eine auf detailreicher Forschung beruhende Ausstellung: "Haymatloz. Exil in der Türkei 1933 bis 1945". Vom Verein Aktives Museum in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Istanbul organisiert, führt sie auf zweisprachigen Tafeln nahezu alle denkbaren Aspekte des damaligen Emigrantenlebens an biografischen Fallbeispielen vor Augen. Der noch weit über dieses exemplarische Vorgehen hinausgehende Katalog kann geradezu als Kompendium der möglichen Fragestellungen gelesen werden, die sich an Exil und Vertreibung richten lassen. (...) Die Pläne des Botani-

schen Gartens in Istanbul stammten ebenso von deutschen Einwanderern wie zahlreiche Errungenschaften auf medizinischem oder stadtplanerischem Gebiet. Carl Ebert notierte, wohl stellvertretend für manche, als beste Emigrationserfahrung, dass es nie zuvor eine türkische Oper gegeben habe: Er durfte sie an ihrem Beginn erfinden. Trotz dieser gesellschaftspolitischen Nachfrage nach westlicher Expertise und Gründerfreude unterlagen die Lebensbedingungen der Emigranten starken Schwankungen. Ihre Arbeitsverträge waren zumeist auf fünf Jahre befristet. Im Krieg änderte sich das Aufenthaltsrecht von Jahr zu Jahr. (...) Die Ausstellung macht vor allem die Verzweigungen und Variantenvielfalt der Emigration deutlich. Für manche, wie Paul Hindemith oder Leo Spitzer, ist die Türkei nur eine kurze Station auf dem Weg ins westliche Exil. Anderen verlangt die Flucht eine ganze Wendung auf dem Lebensweg ab. Robert Anhegger etwa, der über "osmanischen Bergbau" promoviert hatte, wird in Istanbul Lektor für Deutsch und leitet später das dortige Goethe-Institut. Sprach- und Sprechfähigkeit ist neben technischem Verstand und Professionswissen oft das entscheidende Vermögen der Emigranten. (...) Der Katalog ordnet solchen Fallbeispielen allgemeinere Informationen zu. Berufstätigkeit und Heiratsmuster der Emigranten werden erörtert, die Gesetzeslage in Aufenthalts- und Arbeitsrecht beschrieben. Sehr genau dokumentiert sind die Zugriffe des deutschen Reichs auf "seine" Flüchtlinge und die politische Arbeit der Emigranten. An die Seite solcher Aufsätze treten Erfahrungsberichte aus dem Alltagsleben in der "Kolonie B", wie sich die Flüchtlinge im Unterschied zur reichsdeutschen "Kolonie A" nannten, etwa aus der Sicht von Emigrantenkindern, aber auch eine lesenswerte Skizze zum randständigen und gerade deshalb festzuhaltenden Schicksal der jüdischen Türken im Herrschaftsgebiet des Nationalsozialismus. (...)

Jürgen Kaube: Die Haymatlozen aus Kolonie B - In den Wartesälen der Vertriebenen: Eine Berliner Ausstellung über das Schicksal deutscher Emigranten in der Türkei.

Saarbrücker Zeitung - 12. Januar 2000

(...) Wer von der Türkei und Emigration redet, der denkt wohl meist an türkische Gastarbeiter in Deutschland. Dass die Türkei während des "Dritten Reiches" etlichen Deutschen Exil bot, ist dagegen in Vergessenheit geraten. An 23 ausgewählten Lebensläufen von Emigranten macht jetzt die Ausstellung "Haymatloz", die der "Verein Aktives Museum" in der Berliner Akademie der Künste zeigt, mit der erstaunlichen Vielfalt unter den deutschsprachigen Türkei-Emigranten vertraut. (...) Der Bildhauer Rudolf Belling, dessen Werke im NS-Regime als entartet diffamiert wurden und von dem in Saarbrücken im Saarland Museum exemplarische Skulpturen zu sehen sind, baute von 1937 an eine Bildhauerabteilung an der Istanbul Kunstakademie auf. (...) Nach dem Tod Atatürks 1938 veränderte sich jedoch ihre gesellschaftliche und politische Stellung. Der weitere Zuzug jüdischer Emigranten in die Türkei wurde unterbunden. (...) Der Hoffnungsschimmer, den die Übersiedlung in die Türkei für sie bedeutet hatte, wurde nunmehr zum dunklen Schatten. Nach dem Krieg kehrten die meisten Emigranten nach Deutschland oder Österreich zurück. Was ihnen blieb, waren Erinnerungen und Freundschaften zwischen Deutschen und Türken und ein Stück gemeinsamer deutsch-türkischer Geschichte, die nun in der sehenswerten Berliner Ausstellung erzählt wird.

Jürgen Tietz: Als Belling nach Istanbul floh / Deutsches Exil in der Türkei: Die Ausstellung "Haymatloz" in Berlins Akademie der Künste.

Die Rheinpfalz - 13. Januar 2000

(...) Viele Menschen mussten während der Herrschaft der Nationalsozialisten in der Fremde Asyl suchen. Über die rund 1000 deutschsprachigen Emigranten in der Türkei hat man bislang wenig vernommen. Sie waren willkommen als Gutachter und Ratgeber, als Reformer und als Leitungspersönlichkeiten in den verschiedenen Bereichen von Kultur, Politik und Wirtschaft. Und sie hinterließen bis heute ihre Spuren, weiß Christine Fischer-Defoy vom Verein Aktives Museum, der in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut und der Berliner Akademie der Künste jetzt eine Schau zu diesem Thema erarbeitet hat. Das heißt, zu schauen gibt es nicht viel, dafür um so mehr zu lesen. Auf 21 Schrifttafeln sind die Lebensstationen von 16 heimatlos Gewordenen festgehalten. "Haymatloz" schrieben die türkischen Behörden den Exilanten in ihre türkischen

Fremdenpässe, nachdem sie vom Deutschen Reich ausgebürgert worden waren. Ein Begriff, der als Lehnwort in die türkische Sprache einging und der Ausstellung in der Akademie der Künste ihren Titel gibt. (...) Nachzulesen ist das alles in einem Katalogbuch (...). Ansonsten heißt es, Beine in den Bauch stecken und Kopf ins Genick, um die eng bedruckten Schrifttafeln mit Fotos und einzelne Erinnerungsstücke an die aufgeführten Personen ausgiebig zu studieren.

Andrea Hilgenstock: Sie hinterließen ihre Spuren im fremden Land / "Haymatloz": Emigranten in der Türkei von 1933 bis 1945 - Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste.

die tageszeitung - 17. Januar 2000

(...) Die Türkei, im Ersten Weltkrieg noch mit Deutschland alliiert, nahm während der NS-Zeit etwa tausend deutschsprachige Emigranten auf, darunter zahlreiche Wissenschaftler und Künstler. Gemessen an Exilländern wie der Tschechoslowakei, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, eine kleine Zahl. Dass aber gerade die Türkei diesen Berufsgruppen ideale Bedingungen für einen Neuanfang schuf, von denen nicht nur Flüchtlinge träumen konnten, hatte seinen Grund: Die zu dieser Zeit junge Türkische Republik, 1923 gegründet, brauchte beim Aufbau und der radikalen Modernisierung des Landes Unterstützung. (...) Doch die Gemeinde der deutschsprachigen Emigranten, verteilt auf Ankara, Istanbul und eine kleine Zahl in Izmir, bestand nicht nur aus Akademikern und Künstlern. Auch Auswanderer, die nicht so prominent waren, sich um Arbeit selbst kümmern mussten und nach Ausbruch des Krieges ständig Gefahr liefen, ausgewiesen zu werden, gehörten zu den in der Türkei Exilierten. So kamen auch Gewerbetreibende und Handwerker wie zum Beispiel Eduard Bischoff auf eigene Faust in die Türkei. Bischoffs Sohn, Cornelius Bischoff, war, wie viele andere Emigranten oder deren Nachkommen, anlässlich der Ausstellungseröffnung "Haymatloz" zum Zeitzeugengespräch nach Berlin gekommen. Sein Vater reiste schon in den Zwanzigerjahren als wandernder Zimmermannsgeselle nach Istanbul, Zonguldak und Ankara. Auf seiner Wanderschaft in der Türkei lernte er auch seine spätere Frau - eine spanische Jüdin - kennen, die er in Istanbul heiratete. Kurz vor Kriegsausbruch 1939 bekam Bischoff von den Nazis eine offizielle Ausreiseerlaubnis, weil er angegeben hatte, eine Erbschaftsangelegenheit seiner Frau in Istanbul regeln zu müssen. 1939 ging er von Hamburg nach Istanbul und holte ein Jahr später seine Familie nach: "Und da der Führer so kurz vor dem Krieg Devisen brauchte, sind meine Mutter, meine Schwester und ich von Hamburg über Paris, wo meine Großmutter lebte, über Marseille nach Istanbul gekommen. Allerdings hatten wir kein Visum für die Türkei. Dafür aber einen Pass von 1936", so Cornelius Bischoff, Übersetzer des Schriftstellers Yasar Kemal, in der Akademie der Künste. Jahrelang arbeitete Eduard Bischoff als Bauführer bei einer schweizerisch-englischen Baugemeinschaft, die Öltanks konstruierte. Cornelius Bischoff war damals gerade 11 Jahre alt. Mit 20 Jahren kehrte er mit seiner Familie nach Deutschland zurück. "Die Jahre in der Türkei möchte ich nicht missen", sagt er heute. "Ich hatte viele einheimische Freunde - nicht nur Türken, sondern auch Griechen, Armenier und Juden. Minderheiten, die damals für eine internationale Stadt wie Istanbul normal waren. Gemeinsam mit ihnen habe ich dann später die Sankt-Georg-Schule in Istanbul besucht. Auch das war das reinste Völkergemisch." Als Deutschland 1944 der Türkei den Krieg erklärte, wurden die Bischoffs im anatolischen Çorum interniert, weil sie sich weigerten, nach Deutschland zurückzukehren. Die Internierung betraf in erster Linie Juden, Staatenlose und solche, die keine staatliche Anstellung hatten.

An Bischoffs und anderen Biografien wie der von Traugott Fuchs (1911-1997), der als einer der wenigen in der Türkei blieb und auch dort starb, wird deutlich, wie viel schwieriger das Überleben in der Türkei für diejenigen war, die nicht zu den so genannten Prominenten gehörten. Während die Bildungselite abgesichert war, es für sie Sonderkonditionen für Aufenthaltsgenehmigung und damit die Passverlängerung gab, waren die kleinen Leute dem Wechselbad der deutsch-türkischen Politik ausgeliefert. Ihnen drohte - sofern sie jüdisch waren - zeitweilig eine "individuelle" Ausweisung oder aber die Internierung. (...)

Insgesamt blieben nach dem Krieg von den 1.000 Auswanderern nur 28 in der Türkei und lediglich 10 der 1.000 stellten einen Einbürgerungsantrag - darunter vier jüdische Emigranten. Sechs von ihnen wurden samt Familie eingebürgert. Acht Personen konvertierten zum Islam. Die

Mehrzahl wanderte weiter in die USA und England oder kehrte in die beiden Teile Deutschlands zurück. Das Exilland Türkei war für die Mehrzahl lediglich eine Zwischenstation.

Semiran Kaya: Fluchtpunkt und Zwischenstation Türkei - Deutschsprachige Emigranten in der Türkei: Eine Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste informiert über das Leben im türkischen Exil 1933-1945.

Badische Zeitung - 19. Januar 2000

"Wird ein Türke Berlins Oberbürgermeister?" titelte der SED-kontrollierte "Vorwärts". Die Polemik stammt von 1946. Gemeint war Ernst Reuter, der seit 1935 im Exil in Ankara als Berater der türkischen Regierung tätig war. Einer von insgesamt über 1000 Deutschen, die auf der Flucht vor dem NS-Regime das Land am Bosphorus als Exil wählten. Eine Ausstellung des Berliner Vereins "Aktives Museum" erinnert jetzt an dieses vergessene Exilland und eine besondere Epoche deutsch-türkischer Beziehungen. (...) Die 33 eng beschrifteten zweisprachigen Tafeln der Ausstellung beschreiben Umstände und Bedingungen des Exils und stellen Einzelschicksale prominente und weniger prominente Exilanten heraus. Am wertvollsten ist der aufwendige Katalog: Auf vorbildliche Weise wird hier ein vergessenes Kapitel deutsch-türkischer Beziehungen wiederbelebt.

Jan Sternberg: Einwanderungsland Türkei / Die Berliner Ausstellung "Haymatloz" erinnert an deutsche Emigranten am Bosphorus während des Dritten Reiches.

Die Zeit - 27. Januar 2000

(...) Asylsuchende ohne eine besondere wissenschaftliche Karriere oder fachliches Wissen hatten kaum eine Chance, Aufnahme zu finden. Gerade während des Balkanfeldzuges der deutschen Armeen versuchten Zehntausende von Juden und Roma in die Türkei zu fliehen oder das Land als Transitmöglichkeit zu benutzen. Die Türkei verschloss sich ihnen jedoch in den meisten Fällen, ähnlich wie ein Großteil der Welt, und schickte sie dadurch zurück in den sicheren Tod. Die Bereitschaft der Emigranten, für einen autoritären Staat zu arbeiten und die von ihm erforderte Universitätsreform in die Praxis umzusetzen, führt zugleich zu der Frage, ob sie nicht zu einer politisch-ideologischen Legitimation eines antidemokratischen Systems beigetragen haben. Umso mehr, weil sie sich in ihrer Mehrzahl trotz ihrer demokratischen Gesinnung der politischen Realität ihres Zufluchtlandes entzogen haben. Die Emigranten trafen insgesamt in jener für diktatorische Systeme nicht untypischen Zusammensetzung von Formierungsdruck, Gewalt, Distanz, Freiwilligkeit und Opportunismus ein in Umfang und Inhalt moderates Arrangement: Das ist an sich keine Schande, sondern eher menschlich. (...)

Cem Dalaman: Leserbrief.

Motz Berlin - 11. Februar 2000

... Haymatloz ist eine sehr gelungene Zusammenstellung von persönlichen Eindrücken und historischen Fakten. Auch unangenehme Tatsachen, dass es beispielsweise nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Türkei mit dem Deutschen Reich zu einer Internierung deutscher Emigranten nach Anatolien kam, wird dem Besucher nicht verschwiegen.

Lars Weber: Exil in der Türkei.

Chronologie zum Neubau der Stiftung *Topographie des Terrors*

- 1983 Wettbewerb zur Gestaltung des Gestapo-Geländes mit dem Ergebnis, daß von der Schaffung eines symbolischen Mahnmals zu Gunsten eines Dokumentationszentrums Abstand genommen werden soll.
- 1987 Einrichtung eines provisorischen Dokumentationszentrums auf dem Gestapo-Gelände in einigen freigelegten Kellerräumen. Präsentation einer ersten Ausstellung zur *Topographie des Terrors*.
- 1993 Januar Ausschreibung eines beschränkten, kooperativen Realisierungs- und Ideenwettbewerbs für den Bau einer Ausstellungshalle, Besucher- und Dokumentationszentrums. Grundlegend für die Aufgabenstellung wird die jahrelange Debatte über die Gestaltung des Geländes. Zur Wettbewerbsaufgabe gehört lediglich das Kriterium der "Wirtschaftlichkeit", es wird kein Kostenrahmen vorgegeben.
- 1993 März 22./23. Der Entwurf des Schweizer Architekten Peter Zumthor gewinnt den Wettbewerb.
- 1993 März 25. ab Im Zuge der Präsentation der Wettbewerbsergebnisse in der Presse beziffert Kultursenator Roloff-Momin die Kosten für den Bau Zumthors auf 33 bis 36 Millionen Mark. Die Fertigstellung des Baus ist für 1995 geplant (zum 50. Jahrestag des Kriegsendes). Die Finanzierung ist lt. Berliner Morgenpost vom 26. März noch ungeklärt.
- 1993 Mai Die Senatsbauverwaltung beauftragt Peter Zumthor mit der für die Realisierung notwendigen Modifizierung und Detaillierung des Entwurfs, nachdem die zuständigen Gremien der Stiftung die Realisierung des preisgekrönten Entwurfs beschlossen haben.
- 1995 Mai 8. Feier zum symbolischen Baubeginn im Berliner Abgeordnetenhaus. Die Festansprachen halten der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen, Bundesbauminister Klaus Töpfer, Kultursenator Ulrich Roloff-Momin und der Vorsitzende des Internationalen Beirats der Stiftung Ignatz Bubis.
- 1995 September 4. In der Presse wird angekündigt, daß sich der im November 1995 vorgesehene Baubeginn aufgrund ungesicherter Finanzierung verzögern werde, da nach abschließenden Planungen der Bau teurer als veranschlagt werden soll (statt 35 Mio. 44 Mio.). Die Fertigstellung des Baus sei bislang für 1997 vorgesehen.
- 1996 Januar 5. Im Rahmen der Koalitionsverhandlungen zur Neubildung der Berliner Landesregierung ist eine Verschiebung des Neubaus der Stiftung "um mindestens ein Jahr" vorgesehen. Das mittlerweile 45 Millionen Mark teure Projekt soll in dieser Legislaturperiode möglicherweise ganz gestrichen werden.
- 1996 Januar 14. Die Pläne für einen Baustopp werden zurückgenommen. Die Koalitionsparteien CDU und SPD schreiben den Baubeginn für das Jahr 1996 fest.
- 1996 März 28. Einstimmiger Beschluß des Berliner Abgeordnetenhauses für den Baubeginn des Stiftungsneubaus noch im Jahre 1996. Die vom Berliner Abgeordnetenhaus bewilligte Bausumme für die Stiftungsneubau beträgt 45

Millionen Mark.

- 1996 August 15. Beginn der Aushebung der Baugrube für den Neubau der Stiftung. Durch das Archäologische Landesamt erfolgen die den Bau begleitenden Grabungen auf dem Gelände. Teile der Gefängnishofmauer werden ausgegraben sowie ein Splittergraben.
- 1996 Oktober 23. In der Presse wird bekannt gegeben, daß der Berliner Senat in einer Sparklausur die Verschiebung des Neubaus der Stiftung auf das Jahr 2000 plant. Protesterklärungen und -schreiben seitens verschiedener Berliner Institutionen, Verbände und des Direktoriums der Stiftung folgen.
- 1996 Oktober 31. Protestaktion der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen auf dem Baugelände. Das am 8. Mai 1995 errichtete Bauschild wird verhüllt. Durch die Presse erfolgt bundesweit eine umfangreiche Berichterstattung und kritische Kommentierung der beabsichtigten Verschiebung des Baubeginns. Zahlreiche Protestschreiben aus dem In- und Ausland gehen u.a. beim Berliner Senat ein.
- 1996 November 5. Beschluß des Berliner Senats, daß der für 1996 beschlossene Baubeginn auf das Jahr 2000 verschoben wird.
- 1996 November 9. Auf der Gedenkveranstaltung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin zum 9. November 1938 kritisiert der Vorsitzende Jerzy Kanal die Verschiebung des Baubeginns als ein politisch falsches Signal.
- 1996 November 11. Verabschiedung einer gemeinsamen Protesterklärung von Internationalem Beirat und Arbeitsausschuß der Stiftung. In einer anschließenden Pressekonferenz wird diese Erklärung durch den Vorsitzenden des Internationalen Beirats Ignatz Bubis bekanntgegeben.
- 1996 November 12. Die Fraktionsvorsitzenden von CDU (Klaus Landowski) und SPD (Klaus Böger) geben bekannt, daß der Neubau entsprechend der ursprünglichen Planung begonnen werden soll.
- 1996 November 13. Der Tagesspiegel ruft unter dem Stichwort "Tagesspiegel hilft Topographie des Terrors" zu einer Spendenaktion für die Stiftung auf.
- 1996 November 18. In einer gemeinsamen Initiative von vier Berliner Bundestagsabgeordneten wird um Spenden für die Stiftung geworben.
- 1996 November 19. Aufhebung des Baustopps. Der Senat beschließt, von der Verschiebung des Neubaus abzusehen und diesen gemäß der bisherigen Planung bis 1998 zu realisieren. Der Neubau des Besucher- und Dokumentationszentrums soll am 9. November 1998 eröffnet werden.
- 1996 Dezember 4. Aufruf der Stiftung, mit dem Erwerb von einem oder mehreren symbolischen "Bausteinen" in Höhe von 100,- DM zur Verwirklichung des Projekts beizutragen.
- 1997 Januar 16. Laut Bericht des *Tagesspiegel* ist die Finanzierung des Neubaus für die *Topographie des Terrors* gesichert. Der Finanzplan liegt vor.

- 1997 Juni Nach Vorlage eines schriftlichen Berichts der Senatsbauverwaltung wird vom Stiftungsrat akzeptiert, daß der Neubau im Juli 1999 übergeben werden wird und im Spätherbst 1999 eröffnet werden kann. Das bisherige geplante Eröffnungsdatum, der 9. November 1998, ist als Termin nicht mehr haltbar.
- 1997 Juli 2. Feier anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der *Topographie des Terrors*.
- 1997 Juli 6. Schließung der provisorischen Ausstellungshalle. Im Zuge der nun beginnenden Baumaßnahmen für den Neubau (ursprünglich vorgesehener Baubeginn war März/April) erfolgt im Laufe des Sommers der Abriß der Ausstellungshalle.
Vorgesehen ist jetzt eine Übergabe des Gebäudes im Sommer 1999.
- 1997 September Anf. Beginn der Lehrlingsaktion des Zentralverbandes des Deutschen Baugewerbes "Wir leisten unseren Beitrag", die, unter der Schirmherrschaft des Bundeskanzlers, auf den Neubau der Stiftung ausgerichtet ist und bis Ende März 1998 läuft.
- 1998 April 20. Herr Stange (SenBau) gibt in der Stiftungsratssitzung bekannt, daß der Bau nach einer Reihe technischer Vorprüfungen jetzt wirklich als *baubar* bezeichnet werden könne.
- 1998 Juli 15. Kleine Anfrage von Thomas Flierl (für PDS) im Abgeordnetenhaus. Antwort von Staatssekretär Lutz von Pufendorf: Verschiebung der Eröffnung aufgrund bautechnischer Probleme auf Herbst 2000.
- 1999 April 29. Herr Stange (SenBau) berichtet in der Stiftungsratssitzung, daß der Architekt die Produktion des Stabwerkes nicht freigegeben habe, da er eine spezielle Ausführung mit Weißzement wünsche. Es trete eine Verzögerung ein, die jedoch bislang noch ohne Auswirkungen auf die Kosten sei. Der Fertigstellungstermin des Neubaus im Herbst 2000 sei noch nicht in Frage gestellt. Nicht absehbar sei, welche Zeit für die Ausstellung des Stabwerks benötigt werde. Einen Zeitplan gebe es daher nicht.
- 1999 Mai 26. Der Internationale Beirat beschließt eine Erklärung zu den hinsichtlich des Neubaus der Stiftung aufgetretenen Problemen (Verzögerungen, fehlender Zeitplan, mangelnde Abstimmungen zwischen dem Architekten und der Stiftung als Nutzer), die vom Beiratsvorsitzenden Ignatz Bubis an den Regierenden Bürgermeister und die Senatoren für Wissenschaft und Kultur und Bauen/Wohnen geschickt wird.
- 1999 Juli Fertigstellung der drei Erschließungstürme des Neubaus.
- 1999 Herbst Aufstellung eines eigens für die Montage des Stabwerks angefertigten Krans, der pro Tag DM 5.000 kostet.
- 1999 Oktober seit Meldungen in der Presse über eine "Kostenexplosion" des Neubaus und über Fragen der Bauverzögerung. Die Firma Engel & Leonhardt gibt der *Berliner Morgenpost* vom 27. Oktober gegenüber an, mit der Fertigstellung des Gebäudes sei, wenn überhaupt, erst 2003 zu rechnen. In der *Welt* vom 7. Dezember ist von 21 Millionen Mark Mehrkosten die Rede.
- 1999 November Laut Koalitionsvereinbarung zwischen CDU und SPD (1999-2004) soll der Neubau der *Topographie des Terrors* zügig vollendet werden.

- 2000 Februar 10. In der *faz* wird unter der Überschrift "Baustopp für Topographie des Terrors" angegeben, daß die Bauverwaltung mit 25 Millionen Mark Mehrkosten für den Neubau rechne und sich die Eröffnung um Jahre verzögern könne. Der Eröffnungstermin im Jahr 2001 könne nicht eingehalten werden.
- 2000 März 6. Sitzung des Kulturausschusses des Berliner Abgeordnetenhauses: Bau-senator Strieder läßt sich durch Staatssekretär Hans Stimmann vertreten. Dieser erklärt, es werde keinen Baustopp geben. Details zu Summen, Terminen und Planungen nennt er nicht. Die Bauverwaltung sei mit der Erarbeitung einer neuen Kalkulation befaßt, die vor der Sommerpause vorliegen solle. An dem Entwurf Zumthors werde festgehalten. Mehrere Abgeordnete äußern die Befürchtung, daß die *Topographie des Terrors* zurückgestellt werden solle, da die Errichtung des Holocaust-Mahnmals mehr als bisher geplant kosten werde.
- 2000 März 8. Sitzung des Hauptausschusses des Berliner Abgeordnetenhauses: Bau-senator Strieder erklärt, dem Dokumentationszentrum *Topographie des Terrors* gebühre "angesichts der Geschichte der Stadt höchste Priorität". Es gebe keinen Baustopp, aber mit 45 Mio. Mark sei der Neubau nicht realisierbar. Die angekündigten Mehrkosten werden von den Koalitions-fractionen CDU und SPD für nicht akzeptabel erklärt. Strieder verspricht den Haushältern "intensive und harte Verhandlungen" mit dem Architek-ten Peter Zumthor.
- 2000 März 9. Die Sprecherin der Senatsbauverwaltung, Petra Reetz, teilt nach einem Gespräch Bausenators Strieders mit dem Architekten der Presse mit, Zumthor habe zugesichert, seine Kostenkalkulation noch einmal intensiv zu überprüfen. Es war seit dem Wettbewerb 1993 das erste Treffen zwi-schen Zumthor und einem verantwortlichen Senatsmitglied. In einer Kri-sensitzung bei Senatsdirektor Stimmann einigen sich alle Beteiligten – Architekt, Stiftung, Senatsbauverwaltung und beteiligte Firmen – darauf, sämtliche Kosten zu überprüfen und bis Juli einen detaillierten Kosten-und Zeitplan für den Neubau vorzulegen.
- 2000 März 15. Zu den in der Diskussion stehenden Berliner Kultureinrichtungen, die Kulturstaatsminister Michael Naumann für eine vollständige finanzielle Übernahme durch den Bund vorsieht, gehören u.a. das Jüdische Museum und das Projekt Holocaust-Mahnmal. Das Projekt *Topographie des Ter-rors* rechnet er nicht dazu.
- 2000 März 29. Sitzung des Hauptausschusses des Berliner Abgeordnetenhauses: Der Hauptausschuß verfügt eine Sperrung der Baumittel bis zu einer Ent-scheidung über Umfang und Deckung der mit dem Bau verbundenen Mehrkosten. Die Grundlage dieser Entscheidung bilden die in der Bau-verwaltung bis zur Sommerpause zu ermittelnden Daten. Der Beschluß des Abgeordnetenhauses bedeutet keinen völligen Baustopp, da die be-reits bestellten Aufträge ausgeführt werden.
- 2000 März 29. In einer Sondersitzung des Berliner Abgeordnetenhauses zum Rücktritt der seit Beginn des Jahres amtierenden Senatorin für Wissenschaft, For-schung und Kultur, Christa Thoben, spricht sich der Regierende Bürger-meister Eberhard Diepgen für die Übernahme der "nationalen Gedenk-stätten" – darunter die *Topographie des Terrors* – durch den Bund aus.

- 2000 März 31. In der *Berliner Zeitung* wird ein "Masterplan" für die Berliner Gedenkstätten gefordert, um einen drohenden "Kannibalismus der konkurrierenden Stätten" zu verhindern.
- 2000 April 7. Der Stiftungsrat der *Topographie des Terrors*, der u.a. mit Vertretern des Bundes und des Landes Berlin besetzt ist, weist auf den drohenden internationalen Ansehensverlust hin, der durch die gegenwärtige Debatte um den Neubau ausgelöst worden ist. Er appelliert nachdrücklich an die politischen Verantwortlichen in Land und Bund, die Vollendung des Bauvorhabens zu ermöglichen.
- 2000 April 10. Sitzung des Kulturausschusses des Berliner Abgeordnetenhauses: Im Hinblick auf die Kosten schließt Bausenator Strieder einen Architektenwechsel nicht aus. Die Errichtung des Dokumentationszentrums – notfalls auch anders gebaut als geplant –, stehe im Vordergrund. Strieder räumt ein, daß es mit der beauftragten Berliner Baufirma Probleme gebe. Das Unternehmen habe für den Rohbau bei der Auftragsvergabe 14,2 Mio. Mark veranschlagt. Jetzt würden für den Rohbau Nachbesserungen von 38 Mio. verlangt.
- 2000 April 10. Bundesinnenminister Otto Schily unterstreicht die bisherige Beteiligung des Bundes an der Finanzierung der "nationalen Gedenkstätten" und kündigt in der *Berliner Zeitung* für den 8. Mai ein Gespräch wegen der Kostensteigerungen bei der *Topographie des Terrors* an.
- 2000 April 12. Der Architekt Peter Zumthor hält trotz der Konflikte um das Dokumentationszentrum *Topographie des Terrors* an seinem Projekt fest. Er kämpfe für seinen Entwurf und sei zur Kooperation, nicht aber zu wesentlichen Zugeständnissen bereit, äußert er der Berliner Presse gegenüber. Er begrüßte es, daß jetzt endlich offen über die auch von ihm als "realistisch" eingeschätzten 60 bis 70 Mio. Mark Baukosten diskutiert werde. Dieser Preis entspräche den Kosten anderer Museumsbauten. Bei einem Gespräch in der Schweizer Botschaft wirft Zumthor dem Berliner Senat vor, das Projekt kippen zu wollen.
- 2000 April 16. Bausenator Strieder und der Architekt verständigen sich in einem Gespräch erneut darauf, nach Lösungen zur Kostenreduzierung zu suchen. In einem Interview mit dem *Tagesspiegel* schließt der Regierende Bürgermeister Diepgen indes einen Architektenwechsel nicht aus.
- 2000 April 17. Der Internationale Beirat der Stiftung *Topographie des Terrors* unterstützt in seiner Sitzung die Erklärung des Stiftungsrats vom 7. April. In einer Erklärung, die ebenfalls an die Presse gegeben wird, weist der Beirat erneut auf die besondere Bedeutung der *Topographie des Terrors* als künftig zentrales Dokumentationszentrum für die NS-Verbrechen hin.
- 2000 Mai 8. Um über die Gründe der Baukrise aufzuklären und die Bedeutung des Projekts *Topographie des Terrors* zu unterstreichen, lädt die Stiftung *Topographie des Terrors* zu einer Presseveranstaltung am Baugelände ein.

Fünf Jahre nach der Grundsteinlegung: Die *Topographie des Terrors* ist in Gefahr!

ERKLÄRUNG des Arbeitsausschusses der Stiftung *Topographie des Terrors* zum 8. Mai 2000

Heute, am 8. Mai 2000, ist es 15 Jahre her, daß Berliner Bürgerinitiativen mit einer symbolischen Grabungsaktion auf dem Gestapo-Gelände die Errichtung eines Dokumentationszentrums am Ort der früheren Zentralen der NS-Verbrechen einforderten. Vor fünf Jahren schließlich, am 50. Jahrestag der Befreiung vom Nationalsozialismus, erfolgte der offizielle Baubeginn. Die Einweihung des Gebäudes war für den Herbst 1998 vorgesehen.

Heute ist an eine Einweihung noch lange nicht zu denken, vielmehr droht das gesamte Projekt zu scheitern. Die derzeitige Baukrise ist nicht nur den gestiegenen Baukosten geschuldet, sie scheint im Rückblick vielmehr Ausdruck des mangelnden Willens der politisch Verantwortlichen, sich mit den von Anfang an unübersehbaren Problemen auseinanderzusetzen und einen Ausweg zu finden.

Die Bundesregierung hat klargestellt, daß sie die *Topographie des Terrors* – im Gegensatz zum "Jüdischen Museum" - nicht zu den Hauptstadtprojekten zählt, deren Gesamtförderung sie zu übernehmen bereit ist. Für das Land Berlin andererseits hat der neue Kultursenator inzwischen erklärt, daß er die Berliner NS-Gedenkstätten gern in die Verantwortung des Bundes übergeben möchte. Die Berliner Senatsbauverwaltung – jetzt Senatsverwaltung für Stadtentwicklung -, die die Stiftung *Topographie des Terrors* bei der Bauausführung vertritt, hat die technischen und daraus resultierenden finanziellen Probleme der Realisierung des Baus, die zur Bauverzögerung geführt haben, nicht rechtzeitig erkannt und gelöst. Darüber hinaus hat sie bisher in unverantwortlicher Weise versäumt, die Interessen der Stiftung angemessen zu vertreten und durchzusetzen. Mit Blick auf ästhetische und repräsentative Qualitäten der geplanten Architektur hat sie die grundlegenden Bedürfnisse der künftigen Nutzer in diesem Konfliktfeld vernachlässigt.

In seiner Protest-Resolution vom 17. April 2000 gegen die weitere Bauverzögerung hat der Internationale Beirat darauf hingewiesen, daß die *Topographie des Terrors* ein "Kernstück der Erinnerungslandschaft bildet, das nicht herausgebrochen werden kann, ohne das Ganze zu verfälschen". Die Gedenkstätte "Haus der Wannseekonferenz" ist ebenso wie das geplante "Denkmal für die ermordeten Juden" dem nationalsozialistischen Völkermords gewidmet, das "Jüdische Museum" erinnert an die zerstörte Geschichte und Kultur der Juden. Die "Gedenkstätte Deutscher Widerstand" widmet sich dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die *Topographie des Terrors* setzt sich dagegen mit den Tätern, den Voraussetzungen ihrer Taten

und mit dem Umgang der deutschen Gesellschaft mit den nationalsozialistischen Verbrechen auseinander.

Dieser kritische Blick auf Wirkungszusammenhänge und Strukturen ist auch heute noch von vielen nicht gewollt, denn er stellt gesellschaftliche Harmonie in Frage. Der Arbeitsausschuß befürchtet, daß mit Hinweis **auf** schwierige Konstruktionsprobleme und **die** daraus resultierenden angeblich unzumutbaren Kostensteigerungen ein Gedenkstättenkonzept zu Fall gebracht werden soll, das – gewissermaßen als produktiver Störfaktor – unbequeme Fragen stellt und zum Nachdenken provoziert.

Die Zeit drängt: Wenn bis zum **Juli** dieses Jahres keine konsensfähige und realistische Kostenkalkulation auf dem Tisch liegt, auf deren Grundlage der Haushaltsausschuß die notwendigen Mittel bewilligen kann, droht das Projekt endgültig zu scheitern.

Wir fordern deshalb:

- die volle Unterstützung des Bundes und des Berliner Senates im gegenwärtigen Konflikt,
- eine kompetente Vertretung der Stiftungsbelange durch ein qualifiziertes Baumanagement, dem die Nutzer vertrauen können.

Der Arbeitsausschuß protestiert mit besonderem Nachdruck gegen die erklärte Absicht der Bauverwaltung und des Architekten, die Kostensteigerungen durch Abstriche beim Nutzungsprogramm wettzumachen.

Als 1995 schon einmal ein Baustop für die *Topographie des Terrors* verfügt wurde, bewirkten massenhafte Proteste aus dem In- und Ausland den Weiterbau. Heute appellieren wir an die Öffentlichkeit, den schleichenden Baustop nicht hinzunehmen und dem Projekt erneut ihre Unterstützung zu bekunden.

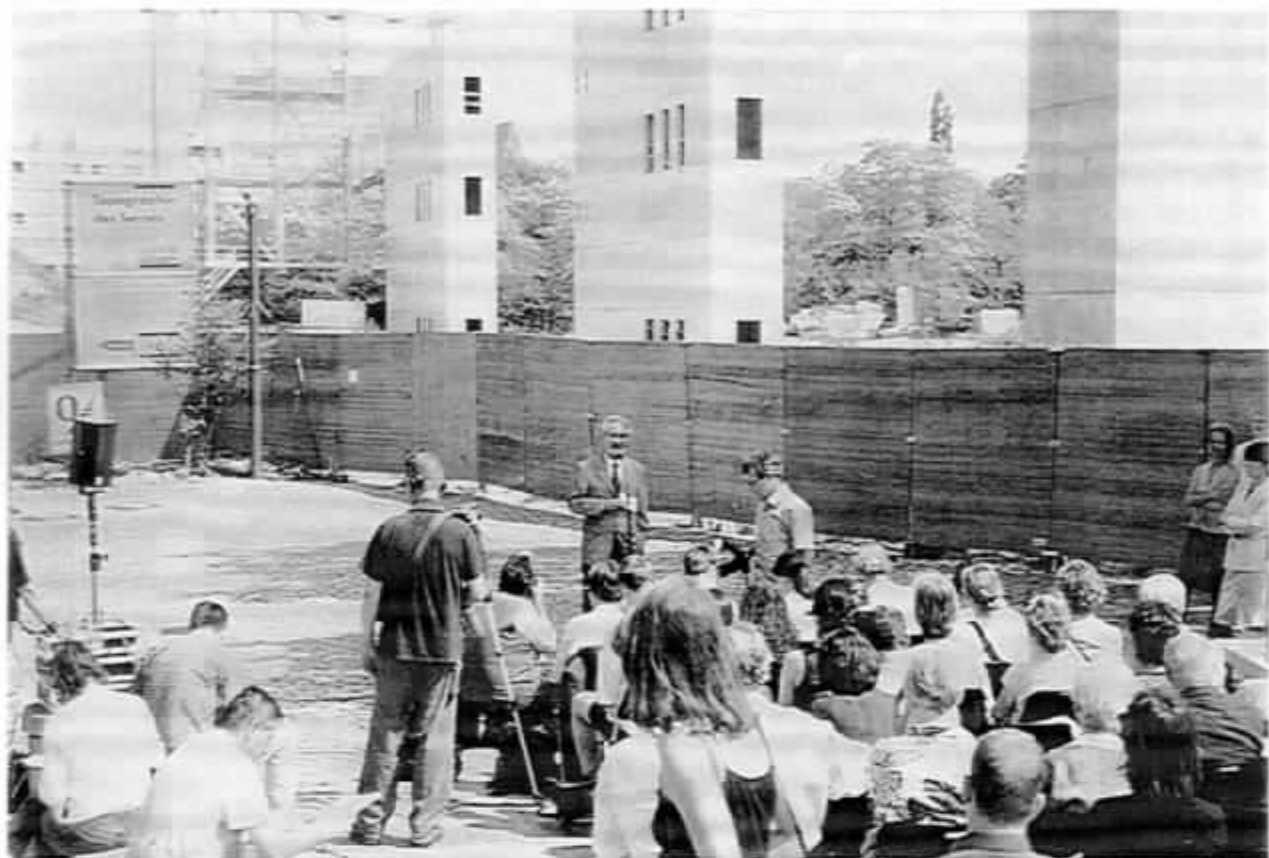


Photo: Martin Schönfeld

8. Mai 2000: Öffentliches Gespräch über den Stand der Baumaßnahmen des Dokumentationszentrums *Topographie des Terrors* am Rande der Baustelle: Reinhard Rürup spricht



Photo: Martin Schönfeld

8. Mai 2000: Christine Fischer-Defoy verliest die Erklärung des Arbeitsausschusses der Stiftung *Topographie des Terrors*



Photo: Stiftung Topographie des Terrors

Gelände der *Topographie des Terrors* mit nicht fertig gestelltem Neubau



Photo: Martin Schönfeld

8. Mai 2000: ... und die Erde war wüst und leer ... - Stillstand auf der Baustelle des Dokumentationszentrums *Topographie des Terrors*

Ausblick – das Dokumentationszentrum *Topographie des Terrors*

Ein regelmäßiger Besucher des Gestapo-Geländes sieht seit einiger Zeit den unvollendeten Rohbau des neuen Dokumentations- und Ausstellungszentrums der "Topographie des Terrors": Drei Erschließungskerne aus Beton ragen dort aus den Erdhügeln und verraten noch nicht die endgültige Gestalt des Gebäudes. Seitdem hat es kaum Fortschritte gegeben. Man darf gespannt sein, wie die enge Stellung der tragenden Betonpfeiler mit ihren streifenförmigen Glausausfachungen und ihrer abstrakt-kühlen Erscheinung diese Kerne umhüllt und den eigentlichen Gebäudekörper definiert, der sich zwischen den beiden Erdhügeln hindurchschiebt und die neue und dominante Mitte des Geländes bildet. Man darf wohl ebenso gespannt sein, wie dieses mächtige und innovative Bauwerk seine eigentliche Arbeit bewerkstelligt, nämlich die Ausstellung - die Exponate zum Thema - zum Sprechen zu bringen. Ähnlich wie beim Jüdischen Museum von Daniel Libeskind sind hier bei Peter Zumthor Zweifel angebracht. Und es sieht so aus, als ob die Verzögerung der Bautätigkeit nicht nur mit den Finanzmitteln, sondern eben auch mit diesen Fragen zu tun hat.

Sicherlich handelt es sich bei dem Entwurf um ein bemerkenswertes Bauwerk. Städtebaulich die Komposition der umgebenden Großbauten (des Gropiusbaus, des Berliner Abgeordnetenhauses, des Deutschland- und Europahauses sowie des angrenzenden ehemaligen Reichsluftfahrtministeriums und heutigen Bundesministeriums für Finanzen) aufnehmend und vollendend, definiert und interpretiert der 120 Meter lange dreigeschossige Riegel das Gelände vollständig neu und polt es zu seinem Umfeld um. Die ursprüngliche Intention des Projekts hingegen war mit der Vorstellung eines bescheidenen, dezentralen Bauwerks verbunden, das das historische Gelände als "offenen Lernort" im Zentrum der Aufmerksamkeit beläßt. Ebenso erschwert das Raumprogramm, in eine unnötig voluminöse Gebäudemasse umgewandelt, speziell die langgestreckte Ausstellungshalle in ihrer Großräumigkeit und Objektivität die Unterbringung der kleinteiligen, auf Dokumenten basierenden Sammlung. Wie so oft in Berlin steht die große Geste im Mißverhältnis zum vorher ja bekannten Zweck.

Es wäre hilfreich gewesen, wenn die "Initiative zum Umgang mit dem Gestapo-Gelände" den Wettbewerb ähnlich intensiv gestützt und begleitet hätte, wie es früher der Fall gewesen ist. Wo sie es tat, durch Mithilfe bei der Vorbereitung des Wettbewerbs und durch Teilnahme an der Jury - und hier seien besonders Stefanie Endlich und Christine Fischer-Defoy genannt -, konnte sie sich gegen die offensichtlich übergeordneten Gesichtspunkte des Städtebaus und der Architektur als Kunstwerk nicht durchsetzen. Daran konnte oder wollte auch der Jury-Vorsitzende Hardt-Waltherr Hämer nichts ändern. Es bleibt zu hoffen, daß die anstehenden Probleme gelöst werden und daß die "Initiative" dabei weiter, oder wieder, eine wichtige Rolle spielen kann. Denn sonst sitzt die "Topographie des Terrors" zwar eines Tages in einem ästhetisch anspruchsvollen neuen Haus, hat aber die Intention verfehlt, für die so lange gekämpft wurde.

Florian von Buttlar

Mit freundlicher Erlaubnis des Autors entnommen: Deutscher Werkbund Berlin (Hrsg.): Rückblick, Einblick, Ausblick, Berlin 1999, S. 104-105.

"Das ist mal was, das bißchen Leben - eben" – Zum Tode von Paula Salomon-Lindberg

Am 17. April diesen Jahres, einen Tag nach dem Geburtstag ihrer Stieftochter Charlotte Salomon, ist die jüdische Sängerin Paula Salomon-Lindberg, Ehrenmitglied des Vereins Aktives Museum, in Amsterdam im Alter von 102 Jahren gestorben. Geboren 1897 in Frankenthal bei Mannheim als Tochter des Rabbiners Lazarus Levi, studierte sie Gesang in Mannheim und Berlin. Hier begann Ende der 20er Jahre ihre Karriere als gefeierte Konzert- und Oratoriensängerin. Zwischen 1930 und 1933 sang sie die Altpartie bei der Aufführung sämtlicher Bachkantaten in der Thomaskirche in Leipzig. Das Auftrittsverbot der Nationalsozialisten setzte ihrem Erfolg ein abruptes Ende, mit der Kantate "Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem" von Johann Sebastian Bach verabschiedete sie sich im März 1933 in Leipzig von dem nichtjüdischen Publikum.

Paula Lindberg, die 1930 den Berliner Chirurgen Albert Salomon geheiratet hatte, widmete sich nun dem Aufbau des Jüdischen Kulturbundes in Berlin. Daneben hielt sie ihre linkspolitischen Kontakte zum Widerstand aufrecht. Nach mehrmonatiger Haftzeit von Albert Salomon 1938 im KZ Sachsenhausen gelang es ihr durch diese politischen Kontakte, ihren Mann dort freizubekommen. Doch nun entschloß sich auch die Familie Salomon zur Emigration: Charlotte Salomon, die an der Berliner Kunsthochschule Malerei studiert hatte, flüchtete im Februar 1939 zu den Großeltern nach Südfrankreich. Albert und Paula Salomon gelang es, im März mit falschen Ausweisen Berlin zu verlassen. Sie kamen zunächst nach Amsterdam und hofften, von dort zusammen mit Charlotte in die USA auswandern zu können. Diese geplante Weiterwanderung scheiterte am Vormarsch der deutschen Truppen in Europa. 1943 wurden Paula und Albert Salomon in das KZ Westerbork deportiert. Von dort gelang ihnen die Flucht. Bis zur Befreiung lebte sie versteckt in Südholland. Hier erfuhren sie von der Ermordung Charlottes in Auschwitz. In ihren letzten Lebensjahren vor der Deportation hatte Charlotte Salomon ihren Bilderzyklus "Leben? Oder Theater?" gestaltet, in dem sie die Geschichte ihrer Familie zwischen ihrer Geburt 1917 und 1940 künstlerisch verarbeitet hat.

Nach der Befreiung blieben Paula und Albert Salomon in Amsterdam – eine Rückkehr nach Deutschland war ihnen undenkbar. Paula unterrichtete am Amsterdamer Musiklyceum und seit Beginn der 50er Jahre am Mozarteum in Salzburg. Seitdem Anfang der 60er Jahre das Werk ihrer Tochter Charlotte Salomon erstmals ausgestellt wurde, widmete sie sich neben ihrer Lehrtätigkeit der Aufgabe, dieses "document humaine" einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen.

So kam sie 1986 auch zur Eröffnung einer Charlotte-Salomon-Ausstellung erstmals wieder nach Berlin. Die Begegnung mit einer unbelasteten jungen und interessierten Generation in Deutschland erleichterte ihr in den folgenden Jahren das Wiedersehen mit der Stadt, in der sie ihre größten Triumphe gefeiert – und die schlimmsten Erniedrigungen erlitten hatte. "Heute frage ich nicht mehr: Bist Du Deutscher? Bist Du Jude oder Christ? Heute sehe ich in jedem den Menschen!"

Von Anfang an verfolgte sie mit Anteilnehmendem Interesse das Engagement von Berliner Bürgerinitiativen für die Umgestaltung des Gestapo-Geländes zu einem Denkort – und nahm an verschiedenen Veranstaltungen der "Topographie des Terrors" persönlich teil. Aus Anlaß ihres 90. Geburtstages stiftete sie an der Hochschule der Künste einen nach ihr benannten Gesangswettbewerb, dessen Jury sie bis 1995 vorsah. Im gleichen Jahr nahm sie in Berlin an der Uraufführung des Dokumentarfilmes "Paula Paulinka" teil, der ihrer Lebensgeschichte gewidmet ist. Für ihre Verdienste um die Bewahrung jüdischer Kultur unter dem Nationalsozialismus erhielt sie 1993 das Bundesverdienstkreuz. Die Jüdische Gemeinde zu Berlin verlieh ihr 1998 die Heinrich-Stahl-Medaille.

Paula Salomon-Lindberg starb wie sie gelebt hatte: in Würde, Dankbarkeit und übermenschlicher Geduld. Ihr Vorbild, ihre Lebensweisheit, Toleranz und Güte haben jeden, der das Glück hatte, ihr begegnen und mit ihr sprechen zu können, bereichert und verändert.

Christine Fischer-Defoy



Photo: Christine Fischer-Defoy

Paula Salomon-Lindberg 1897-2000

Am 5. Juni 2000 um 20 Uhr findet im Centrum Judaicum (Oranienburger Straße) eine Gedenkveranstaltung für Paula Salomon-Lindberg statt.

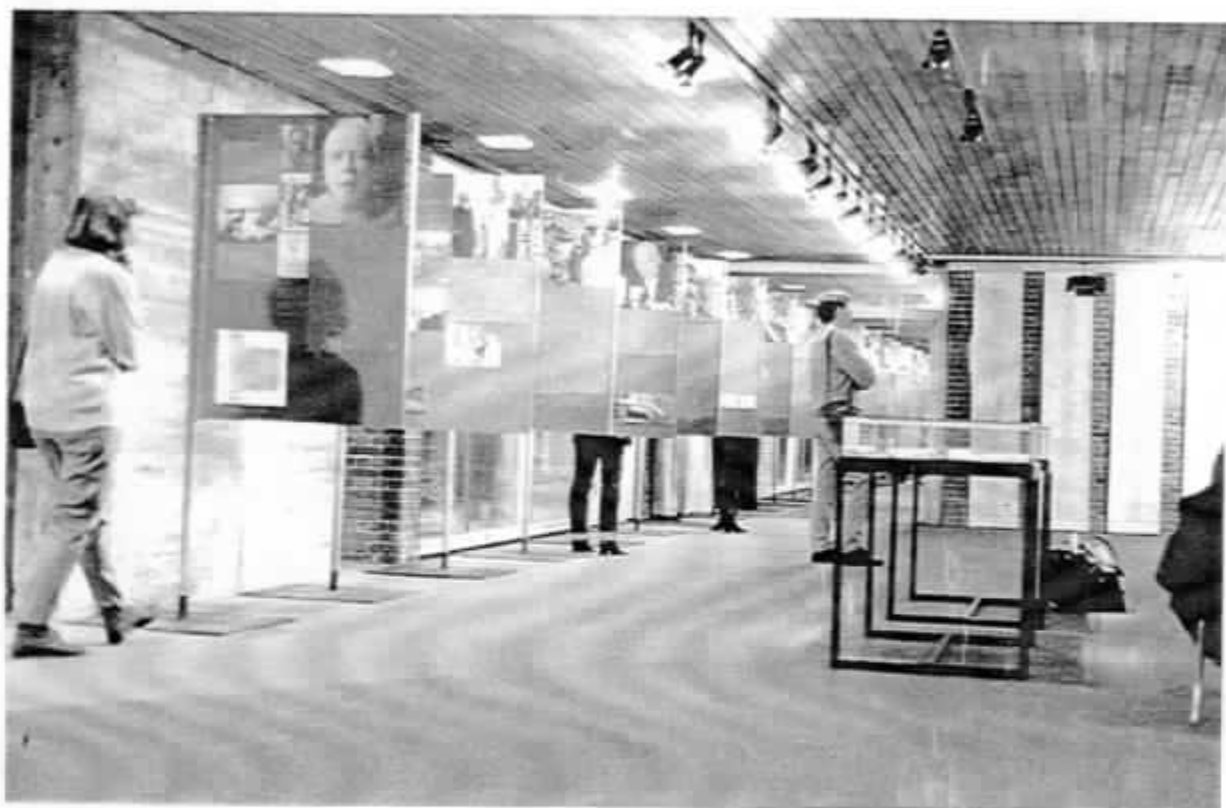


Photo: Christine Fischer-Defoy



Photo: Dorothee Ifland

Finissage in der Ausstellung Haymatloz – Exil in der Türkei 1933-1945 am 20. Februar 2000 mit türkischen Volkstänzen, aufgeführt von Schülerinnen und Schülern der deutsch-türkischen Europa-Schule Berlin-Kreuzberg